

Februar 2/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
Denk dir ein Wunder aus 33

Werner Kleine
„Und führe uns nicht in Versuchung“ 35

Martin Pott
Klaus Hemmerle 42

Patrik C. Höring
Kirchliche Jugendarbeit in NRW 48

Armin Schneider
So sicher ist das Amen in der Kirche nicht mehr 53

Rudolf Hubert
Glaubensfragen – Glaubenszeugen 58

Rezensionen 62
Thomas Bauer: Die Kultur der Ambiguität

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Betrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | Dr. Martin Pott, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Prof. Dr. Patrik C. Höring, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Armin Schneider, Unter dem Dorf 20, 56204 Hillscheid | Rudolf Hubert, Caritas Mecklenburg e.V., Klosterstraße 24, 19053 Schwerin

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

Denk dir ein Wunder aus

„Hier sind unsere Gedanken, der Reisenden Gedanken.

Hier erscheint nicht Land allein, festes Land, werden sie wohl sagen.

Der Himmel überwölbt hier, wir fühlen das wogende Deck unter unseren Füßen. (...)

Die Töne ungesesehenen Geheimnisses, die vagen und weiten Vorstellungen der salzigen Welt, die flüssigfließenden Silben....“

(Walt Whitman, Grasblätter. In Kajütbooten auf See)

Die Sonne glitzert auf nassen leise schwan-kenden Ästen, glänzt auf manchen glatt po-lierten Steinen. Der eine oder andere Vogel übt steile Landungen, ohne zu zwitschern. Ein schmaler geschwungener Weg führt an Stelen vorbei, eine Bank lädt mich zum Aus-ruhen ein, auch wenn es noch kühl ist.

Hier treffe ich eine kleine, kräftige Frau mit tiefschwarz gefärbtem Haar, der man ihre 67 Jahre nicht ansieht. Sie sei ja nicht von hier, beeilt sie sich zu sagen, wie um sich zu entschuldigen, aber sie kenne hier doch einige, deshalb könne man sie sonntags immer kurz hier treffen, vor der Messe, und dann muss sie zum Kochen schnell zurück. Ihre „Ehemaligen“ sind alle hier begraben, geht mir auf. Care-Migrantin oder auch Live-in, so nennt man ihren Beruf. Maria, so nannte sie ihre Mutter, und „die Polin“ abwechselnd mit „der Engel“, so heißt sie hier, in ihrer derzeitigen Pflegesituation. Auch wenn sie gut behan-delt wird, wie sie versichert, so als sei das selbstverständlich. Doch das ist es nicht.

Gedichte können dramatische Spannung entfalten, politische Schlagkraft hinter ein-fachen Worten.

So geht es uns auch in dieser Begegnung, wenn sie erzählt: Wie schwer der Anfang immer ist, bis man sich kennt. Da kann man schon mal sehr einsam sein. Wie sehr sie ihre Familie vermisst. Dass man sich dar-an gewöhnt, in zwei Welten zu leben. Dass sie ihren Sohn unterstützen muss, der einen Arbeitsunfall hatte und keine Versicherung. Jetzt weint sie.

„Am Anfang verstehen die Patienten nicht, was ich Fremde in ihrem Haus tue und war-um ich morgens in ihrem Schlafzimmer bin, um sie zu wecken. Diese Zeit ist auch schwer für mich, dann fühle ich mich oft einsam und meine Heimat und meine Familie kommen mir noch weiter entfernt vor, als sie es sind. Aber wenn es gelingt, dass eine Patientin oder ein Patient Vertrauen fasst, sich entspannt und wohl fühlt, dann tut das auch mir gut.“ so beschreibt es eine andere Live-In, Ildikó.

Und wenn nicht? Wenn der Patient und seine Angehörigen ihr keinerlei Rechte ein-räumen? Weniger als 6 Euro in der Stunde zahlen, für 24-Stunden Bereitschaft, 7 Tage in der Woche? Wenn sie sie ersetzt haben, nachdem sie aus einem Heimat-Urlaub zu-rückkommt?

Sie erinnern sich an die „gesellschaftlichen Poeten“, eine Würdigung der Menschen in Sozialen Bewegungen? Menschen, die neu denken und ihre Gesellschaft, ihre Zeit, ihre Bedingungen neu durch buchstabieren, mit anderen verbinden?

Die Polin Bozena Domanska wehrte sich gegen ausbeuterische Arbeitsbedingungen und gründete das Netzwerk Respekt in der Schweiz. Vor kurzem schlossen sich 80 Fra-uen aus dem ländlichen Gebiet nahe Aachen diesem Netzwerk an, unterstützt von der KAB und kirchlichen Organisationen. Diese Frauen arbeiten und leben alle als private Pflegekräf-te in Deutschland und kommen aus osteuro-päischen Ländern. Sie tun ihre Arbeit meis-tens sehr gerne, so hörte ich von vielen, denn ohne Hingabe könne man sie auch nicht tun.

Von der anderen Seite her gesehen: Wer beschäftigt all diese Frauen, wer sind die Arbeitgeber? Hinein in dieses „Gedicht“ ge-hört deshalb auch die Masterarbeit von Lau-ra Andreoli aus der Schweiz, die herausfand,

dass viele meinen, Frauen (im Gegensatz zu Männern) sei die Pflege und Sorge sozusagen mit in die Natur gegeben.

Hinein gehört das Wort *race-class-gender-Unterdrückung*: Diese Care-Migrantinnen werden dreifach diskriminiert: wegen ihrer Herkunft, wegen ihres Milieus und wegen ihres Geschlechts.

„Ihr seid gekommen, um vor Gott, vor der Kirche, vor den Völkern, eine Realität auszusprechen, die oft verschwiegen wird. Die Armen erleiden das Unrecht nicht nur, sondern bekämpfen es auch!“

So der Papst im Gespräch mit Sozialen Bewegungen. Aussprechen und bekämpfen. Das ist auch eine Frage der Phantasie. „Denk dir ein Wunder aus“ schrieb die große Dichterin Else Lasker-Schüler, und sie tat es auch.

Die Frauen, die als ausländische Care-Migrantinnen (es gibt hier auch Männer, sie sind mitgemeint) nach Deutschland kommen, pflegen unsere Mütter, unsere Väter, Schwestern und Brüder. Sie sind an zentraler Stelle im Leben dieser Menschen tätig, mit einer anspruchsvollen Aufgabe, die eine hohe Belastbarkeit sowohl psychisch als auch physisch erfordert.

Sie sollten dafür wertgeschätzt werden. Sie sollten Arbeitsbedingungen vorfinden, die fair sind und Privatsphäre ermöglichen. Sie verdienen Respekt.

Die Gründung des Selbsthilfenetzwerkes „Respekt“ im Bistum Aachen ist ein hoffnungsvoller Anfang, der nach Mehr schreit. Denn das alles – das fragile Alter, die fremde Nähe, ausbeuterische Arbeitsverhältnisse, asymmetrische Beziehungen – brauchen eine neue „Care-Ethik“. Aus welchem Geist heraus leben wir? Können wir Zuwendung neu buchstabieren? Denken wir uns ein Wunder aus.

Hinweise zum Weiterlesen:

- respekt-vpod.ch
- Walt Whitman, *Grasblätter*. München 2009.
- Else Lasker-Schüler, *Denk dir ein Wunder aus*. Berlin 2014. Hg. von Brigitte Landes.

Liebe Leserinnen und Leser,

aufgrund der Redaktionsprozesse gelingt es nicht immer, relativ zeitnah zu einem aktuell aufflammenden Thema einen grundlegenden Beitrag veröffentlichen zu können. Diesmal war es möglich. Sehr präzise beleuchtet **PR Dr. Werner Kleine**, promovierter Neutestamentler und City-Seelsorger in Wuppertal, die Frage nach der richtigen Übersetzung der Versuchsungs-Bitte im Vaterunser. Mindestens drei Fragekomplexe werden dabei berücksichtigt: Was heißt „hineinführen“, was bedeutet an dieser Stelle „Versuchung“ und welches Gottesbild wird vom griechischen Text selbst bzw. den Übersetzungsvorschlägen vermittelt?

Dr. Martin Pott, Referent für Pastoralentwicklung im GV Aachen und Geschäftsführer des synodalen Prozesses „Weggemeinschaft“ im Bistum Aachen, arbeitet aus dem theologischen Denken des vorvorletzten Aachener Bischofs Klaus Hemmerle dessen für heutige Pastoralentwicklung immer noch gültigen Grund-Orientierungen und Grund-Haltungen heraus.

Eine Auswertung des Kinder- und Jugendberichts der Landesregierung NRW im Blick auf die kirchliche Jugendarbeit bietet **Prof. Dr. Patrik C. Höring**, Referent für Ministrantenseelsorge und religiöse Jugendbildung in Köln sowie Ordinarius für Katechetik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Hochschule St. Augustin.

Partizipation ist ein Stichwort, das im Blick auf die stärker gestaltende Mitwirkung der Getauften und Gefirmten im Leben der Kirche viel gebraucht wird. Was seine Verwirklichung tatsächlich bedeutet, und zwar zunächst einmal von der Führungskultur her gedacht, entwickelt, unter anderem auf der Folie *franziskanischer und benediktinischer Leitlinien*, **Prof. Dr. Armin Schneider**, Ordinarius für Sozialwissenschaften an der Hochschule Koblenz.

Von der Notwendigkeit des Fragens her angesichts der Nicht-Selbstverständlichkeit der gegebenen Antworten formuliert **Rudolf Hubert**, Caritas-Geschäftsführer in Schwerin, sein Plädoyer für eine Verkündigung und einen Dialog, die durch Fragen zum Staunen und darüber vielleicht zu dem führen, der uns staunen lässt.

Eine gute Vorbereitungszeit auf das staunen machende Fest schlechthin, Ostern, wünscht Ihnen

Ihr

Gunther Fleischer

Werner Kleine

„Und führe uns nicht in Versuchung“

Betrachtungen zur sechsten Bitte im Vaterunser¹

Glatte Felsen und ebenmäßig-polierete Böden bieten weder Halt noch Orientierung. Profillos wie sie sind, kann man an ihnen zerschellen oder Hals- und Beinbruch erleiden; allein ein wirkliches Fortkommen, ein Aufsteigen, ein Fortschreiten ist nicht möglich. Freilich neigt der Mensch im Allgemeinen dazu, in seinem auf Harmonie und Dissonanzfreiheit ausgerichteten ästhetischen Empfinden jede Störung zu glätten. Davon ist nicht zuletzt auch die Gottesrede betroffen. Schnell ist dann die Rede vom lieben Gott zur Hand, der nur gut sein kann. Die Frage nach der Ursache von Leid und Tod oder nach dem Wesen dessen, was der Mensch subjektiv als Böse definiert, bleibt dann schnell auf der Strecke. Eine solche Glättung des Gottesbildes wirft allerdings neue Probleme und Fragen auf, Aporien, die theologisch scheinbar nicht aufzulösen sind. So fragt etwa die Redaktion der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ in der Ausgabe 26/2017 in einem Kommentar:

„Die theologisch nicht zu klärende Frage ist, wie Gott allmächtig sein kann angesichts der offensichtlich erkennbaren Realität des Bösen und Versucherischen – des Teufels.“²

Die namenlosen Autoren bzw. Autorinnen folgern schließlich:

„Ist Gott jedoch einer und als Einziger allmächtig, wie die jüdisch-christliche Tradition es sieht, kann es logischerweise

keinen Widersacher geben. Dann aber wäre die ‚Versuchung‘ doch wieder durch den Schöpfungsakt Gottes grundgelegt, Gott selber wäre also auch ‚Versucher‘. Dies ist ein unlösbares Paradox, das selbst ein Vaterunser nicht entwirren kann.“³

Heilsames Stolpern

Es sind die felsigen Ecken und Kanten, an denen man sich stoßen kann, die aber letztlich auch Halt und Sicherheit geben. Im evolutionären Code des Menschen sind Stoß- und Stolperkanten offenkundig so bedeutsam, dass selbst der moderne Mensch unwillkürlich aufmerkt auf das, was ihn dort aus dem Gleichgewicht dissonanzfreier Ästhetik gebracht hat. Das gilt nicht nur für die Welt der Dinge; es gilt vor allem auch für das Denken und Begreifen der Welt. Aus dem Tritt gebracht wird der Mensch genötigt, genauer hinzuschauen.

Dieses Phänomen betrifft insbesondere auch die Rede von Gott. Die Jüngerinnen und Jünger Jesu haben vom ihm gelernt, diesen Gott vertrauensvoll „Abba“, Vater zu nennen. Er lehrt seine Jünger auch, wie sie zu diesem Vater beten sollen. Sie sollen eben nicht plappern wie die Heiden und selbstgemachten Idolen nachhängen. Das Neue Testament überliefert das Vater-Gebet-Jesu zweimal. Es findet sich in Lukas 11,2-4 und in Matthäus 6,9-13. Dieser synoptische Befund und das Fehlen des Gebetes im Markusevangelium deuten darauf hin, dass Matthäus und Lukas das Vaterunser der sogenannten Logienquelle entnommen haben. Beide Texte sind nicht deckungsgleich. Die lukanische Version ist kürzer als die matthäische. Während das Matthäusevangelium insgesamt sieben Bitten umfasst, fehlen im Vergleich dazu bei Lukas die dritte und die siebte Bitte, so dass sich folgende Versionen ergeben. Bei Matthäus heißt es:

*Unser Vater in den Himmeln⁴,
geheiligt werde dein Name,*

*dein Reich komme,
dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf der Erde,
Gib uns heute das Brot, das wir brauchen!
Und erlass uns unsere Schulden,
wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben!
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern rette uns vor dem Bösen!
(Mt 6,9-13)*

Demgegenüber lautet die lukanische Version:

*Vater, geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Gib uns täglich das Brot, das wir brauchen!
Und erlass uns unsere Sünden;
Denn auch wir erlassen jedem, was er uns schuldig ist.
Und führe uns nicht in Versuchung!
(Lk 11,2-4)*

Gott – der Versucher?

Jenseits der berechtigten Frage, wie denn die Unterschiede zwischen Lukas und Matthäus zu erklären sind⁵, spricht einiges dafür, dass die kürzere Lukasfassung eher der jesuanischen Urfassung entsprechen dürfte⁶. In der kirchlichen Tradition hingegen, insbesondere in Liturgie und Katechese, vor allem aber im persönlichen Gebetsleben, ist die matthäische Langversion prägend geworden⁷, so dass hier im Folgenden vor allem mit dieser Version gearbeitet wird.

In beiden Versionen begegnet in der betonten Schlussstellung die Bitte

Und führe uns nicht in Versuchung (Mt 6,13/Lk 11,4).

Während bei Lukas diese Bitte dann auch den Schlussakzent darstellt, wird sie bei Matthäus durch den Zusatz

Sondern errette uns von dem Bösen (Mt 6,13)

weiter entfaltet.

Dadurch wird die Bitte, der Vater möge die Beterinnen und Beter nicht in Versuchung führen, besonders hervorgehoben. Sie können also gar nicht umhin, vor die Frage geführt zu werden, wie es denn sein kann, das Gott in Versuchung führt. Wer das Vaterunser betet, muss hier ins Stolpern geraten. Ist Gott letztlich ein Versucher?

Die Versuchung des exegetischen Hobels

Tatsächlich ist diese, nach matthäischer Zählung sechste Bitte anstößig. Zweifels- ohne wird hier ein scheinbar unlösbares Paradox aufgebaut: Gott, ein Versucher! Das Bedürfnis, den steten Anstoß im Gebet zugunsten einer endlich frommen Andacht wegzuhobeln, liegt offen zutage. Bereits Anfang der 1990er Jahre wurde die Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz mit dem Anliegen konfrontiert, auf eine Änderung der Übersetzung der sechsten Bitte im Vaterunser hinzuwirken⁸ – eine Tradition, die bis ins Urchristentum zurückreicht⁹. Vorgeschlagen wurden hier etwa Formulierungen wie „Lass uns nicht in Versuchung geraten“ oder „Lass nicht zu, dass wir in Versuchung geraten“. Beide Varianten entlasten letztlich Gott, die Versuchung der Menschen aktiv zu bewirken, wie es die traditionelle Übersetzung des Vaterunser nahelegt. Das gleiche Unbehagen motiviert offenkundig auch die veränderte Fassung der sechsten Bitte des Vaterunser, die künftig in französischsprachigen Regionen gebetet wird, in denen es nun heißt: „Und lass uns nicht in Versuchung geraten“¹⁰.

All diese Versuche sind letztlich von dem Bestreben geprägt, einer vermeintlichen Verzerrung des biblischen Gottesbildes zu begegnen, die so gar nicht dem barmherzigen Gott entspricht, der auf gar keinen Fall die Ursache für das Böse sein kann. Letztlich aber erzeugt man mit diesem

exegetischen Hobel eben jene Aporien, in denen die Kommentatoren der Redaktion von „Christ in der Gegenwart“ ein unlösbares Paradox sehen. Wird man damit aber überhaupt der Intention der sechsten Bitte gerecht? Wäre das Stolpern über eine vordergründig ungehörige Formulierung nicht eines genauen Hinsehens wert?

Stille Post auf Aramäisch

Sicher ist auch den französischen Übersetzern der altgriechische Urtext vertraut, der eine solche Übersetzung erst einmal nicht zulässt. Dazu später mehr. Deshalb muss man andere philologische Geschütze auffahren. Immer wieder wird darauf aufmerksam gemacht, dass das Aramäische die Muttersprache Jesu gewesen sei. Das ist kaum anzuzweifeln, hilft aber hier nicht wirklich weiter. Denn zum einen ist keine aramäische *ipsissima vox* des Vaterunser überliefert. So wahrscheinlich die Aramäisch-Hypothese ist: Jesus könnte es durchaus auch auf hebräisch, lateinisch (der Sprache der römischen Besatzer) oder der hellenistischen Verkehrssprache Griechisch gebetet haben. Hinzu kommt, dass Rückübersetzungen nicht zwingend den originären Wortlaut herstellen, der dann zudem neu übersetzt wird. Eine solche Vorgehensweise folgt eher dem Spiel „Stille Post“ denn exegetisch verantwortbarem Bemühen um Verstehen.

Genau diesem Anliegen aber folgen offenkundig die französischen Übersetzer, die dann auch noch einen in der aramäischen Sprache vorfindbaren kausativen Verbalstamm in Anschlag bringen; Gott wäre dann der Versager der erbetenen Handlung, die man übersetzen könnte: „Mache, dass wir nicht in Versuchung geraten.“ Nun macht aber der Münchner Neutestamentler Gerd Häfner darauf aufmerksam¹¹, dass – selbst wenn Jesus bei dem Urgebet eben jenen Kausativstamm benutzt hätte, was an sich schon bloß hypothetisch ist – dieser auch übersetzt werden könnte „Mache nicht, dass wir geraten“, was der deutschen

Übersetzung „Führe uns nicht ...“ doch schon wieder sehr nahe ist.

Man wird sich also nicht nur um der wissenschaftlichen Redlichkeit willen, von solcher Art exegetischer Umwege verabschieden müssen. Zu fragen wäre ja auch, warum die neutestamentlichen Autoren unwidersprochen eben jene Worte setzen, die heute ohne jedwede textkritische Variante im griechischen Urtext stehen. Offenkundig entsprechen genau diese Worte dem, was Jesus gebetet hat.

Stolperkante

Es ist vor allem das Verb εἰσφέρειν, das zum Stolperstein wird. Es begegnet hier in der Form εἰσενέγκης, also der zweiten Person Aorist Konjunktiv. Die zweite Person zielt zweifelsohne auf den Vater als im Gebet angerufenen Adressaten der Bitten. Das Verb εἰσφέρειν an sich trägt aber die Bedeutung „hineintragen“, „hineinbringen“. Die wörtliche Übersetzung des Verbs lässt somit die gewohnte deutsche Übersetzung „und führe uns nicht in Versuchung“ sogar schon als Glättung erscheinen, denn wörtlich übersetzt würde die Bitte heißen:

Und trage uns nicht in die Versuchung hinein.

Wie aber passt das zu jenem von Barmherzigkeit und Sünderliebe geprägten Bild Gottes, auf das auch der Jakobusbrief rekurriert. Dort heißt es:

Keiner, der in Versuchung gerät, soll sagen: Ich werde von Gott in Versuchung geführt. Denn Gott lässt sich nicht zum Bösen versuchen, er führt aber auch selbst niemanden in Versuchung (Jak 1,13).

Nichtsdestotrotz kommt man an der Formulierung des Vaterunser, in der Lukas und Matthäus wörtlich übereinstimmen und in der damit mit hoher Wahrscheinlichkeit die *ipsissima vox*, die ureigenste Stimme Jesu zu hören ist, nicht vorbei.

Die Jakobusvariante

Wer stolpert, sollte genau hinschauen. Bei solch einer näheren Betrachtung fällt auf, dass Jakobus im Unterschied zum Vaterunser tatsächlich von einer direkten Versuchung durch Gott – oder besser: der Ablehnung der Aussage, Gott würde aktiv versuchen – spricht, die im Vaterunser so eben nicht zur Sprache kommt. Jakobus verwendet nämlich das Verb *πειράζειν*. Niemand soll sagen, er würde (unmittelbar) von Gott versucht (vgl. Jak 1,13).

Demgegenüber verwendet das Vaterunser eine Umschreibung. Es geht hier nicht um den aktiven Vorgang des Versuchens bzw. Versuchterdens. Die Versuchung erscheint hier nicht als Verb wie bei Jakobus, sondern als Substantiv *πειρασμός*, das mithilfe der Präposition *εἰς* an ein sogenanntes Funktionsverb als Verbalnomen angeschlossen wird¹². Das führt nach Marlies Gielen dazu, dass die Aussage an sich uneindeutiger wird, als es auf den ersten Blick den Anschein hat: *„Wenngleich zwar das Funktionsverb ‚führen‘ Gott als Subjekt des Handelns festschreibt, gibt das Verbalnomen ‚Versuchung‘ keine verbindliche Auskunft über das Subjekt dieses Vorgangs. M.a.W. eine Identität zwischen dem, der in die Versuchung hineinführt, also mit ihr konfrontiert, und dem, der sie konkret ausübt, wird aufgrund der syntaktischen Unbestimmtheit des Verbalnomens nicht automatisch hergestellt. Ebenso gibt das Verbalnomen etwa keine Auskunft darüber, ob die Versuchung aktiv betrieben oder nur toleriert wird, ob sie bereits Realität ist oder noch erst eine Möglichkeit darstellt.“*¹³

Im Unterschied zur Jakobusvariante, die Gott eindeutig als Urheber einer Versuchung ausschließt, ist in der 6. Vaterunser-Bitte die Frage, ob Gott Menschen versucht, an sich nicht zu beantworten.

Ein dritter Weg

Wo zwei Wege ungangbar erscheinen, muss ein dritter Weg gesucht werden. Gott als Versucher ist nicht nur mit Hinweis auf Jakobus 1,13 undenkbar. Die menschlicher Schaffens- und Vorstellungskraft entspringende Figur eines göttlichen Widersachers, der Gott von dieser Vorstellung entlastet, ebenso wenig, stellt sie doch die göttliche Allmacht in Frage. Gleichwohl bleibt die Formulierung der sechsten Bitte des Vaterunser anstößig.

Möglicherweise führt der Weg eben nicht über die Frage des „Hineinführens“ oder „-tragens“ weiter, sondern über den Begriff der Versuchung. Ein Indiz, dass die Lösung in dieser Richtung zu suchen ist, ergibt sich ja schon aus der matthäischen Erweiterung *Sondern erlöse und von dem Bösen (Mt 6,13)*.

Freilich stellt sich die Frage, ob hier „der“ Böse (Maskulinum) oder „das“ Böse (Neutrum) gemeint ist. Wie im Deutschen lässt auch der griechische Urtext die Antwort offen, weil es der mit der Präposition *ἀπό* verbundene Genitiv *τοῦ πονηροῦ* ebenfalls Maskulinum oder Neutrum sein kann¹⁴. Die Beantwortung der Frage kann hier prinzipiell offenbleiben¹⁵; die Formulierung schafft in sich eine oszillierende Spannung, in der der Mensch sich befindet: Bewirkt der Böse das Böse oder gebiert das Böse den Bösen? Mit Blick auf die synoptische Tradition mag freilich ein gewisser Akzent auf der maskulinen Intention liegen, führt doch ein direkter Weg von der sechsten Bitte des Vaterunser zur Überlieferung der Versuchung Jesu (Mk 1,12-13parr):

Und sogleich trieb der Geist Jesus in die Wüste. Jesus blieb vierzig Tage in der Wüste und wurde vom Satan in Versuchung geführt. Er lebte bei den wilden Tieren und die Engel dienten ihm (Mk 1,12-13).

Der markinische Text entbehrt nicht einer gewissen Gewalttätigkeit: Jesus wird so-

fort hinausgetrieben. Es scheint ein innerer Zwang für den Wüstengang zu bestehen: Der Geist setzt Jesus dieser Erfahrung alternativlos aus. Die Versuchung durch Satan erscheint geradezu als logische Folge bzw. Zweck der Hinaustreibung. Jesus muss diese Erfahrung machen. Er kommt nicht darum herum. Gott führt also in Versuchung.

Gelöst: Das ist Versuchung

Genau dieser Aspekt kommt bei Matthäus noch deutlicher zum Vorschein:

Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden (Mt 4,1; Übersetzung WK).¹⁶

Jesus soll mit der Versuchung durch den Teufel konfrontiert werden. Er soll ihr gerade nicht aus dem Weg gehen. Aber welchem Zweck dient diese Erfahrung?

Im Unterschied zur äußerst lakonischen, ja spartanischen Erzählweise des Markus entspinnt sich bei Matthäus ein Gespräch zwischen dem Versucher und dem versuchten Jesus (vgl. Mt 4,2–11).

In der Quintessenz des dreiteiligen Gespräches besteht Jesus die Versuchung. Die Versuchung erweist sich als Bewährungsprobe, indem er sich an die Schrift hält und dem Wort Gottes in seiner Ganzheit unterwirft. In diesem ungeteilten und unteilbaren Wort Gottes wird der Wille des Vaters sichtbar. Die Versuchung besteht aus dieser Perspektive darin, sich angesichts der Herausforderungen von Zeit und Welt nicht am Wort Gottes zu orientieren, sondern selbstermächtigt den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu folgen.

Bleibende Versuchung – selbst für Jesus, vor allem aber für die Jünger

Wie sehr der Mensch immer wieder neu vor diese existentielle Versuchung geführt

wird, zeigt die Gethsemane-Szene (Mk 14,32–42parr). In der Überlieferung des Matthäus betet Jesus dort:

Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst (Mt 26,39).

Die inhaltliche Nähe zur Vaterunser-Bitte, dass der Wille des Vaters im Himmel wie auf Erden geschehen solle, ist unverkennbar. Zu den Jüngern Petrus, Jakobus und Johannes, die mit ihm wachen und beten sollten und die doch eingeschlafen sind, spricht Jesus hingegen:

Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung (εις πειρασμόν) hineingeht (εισέλθητε) (Mt 26,41; Übersetzung WK).

Jesus bleibt auch in dieser letzten Versuchung standhaft, während ihr die Jünger erliegen. Das ist der große Unterschied zwischen dem Sohn Gottes und seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern. Marlies Gielen stellt deshalb zurecht fest:

„Weil aber ihr Heil auf dem Spiel steht, darum lehrt sie der mt Jesus zu beten: ‚Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen‘ (Mt 6,13).“¹⁷

Versuchung als Bewährung – Scheitern nicht ausgeschlossen

In der Dramaturgie des Matthäusevangeliums erscheinen die Versuchung Jesu durch den Teufel in der Wüste als Prototyp des Versuchtwerdens und die Gethsemani-Szene als Nagelprobe. Beide Szenen liefern das Interpretament für die sechste Vaterunser-Bitte. Die Versuchung erscheint als Bewährungsprobe, in der der Versuchte sich als Gerechter und Glaubender erweisen soll. Ähnlich betet ja auch der Psalmist in Psalm 25,2 (Septuaginta – Ps 26,2 geläufige Zählung):

Erprobe mich, Herr, und versuche mich, ein Feuer meinen Nieren und meinem Herz (Ps 25,2 LXX; Übersetzung WK).

Auch in der schon zitierten Jakobusepistel, die die Aussage, Gott sei ein Versucher, mit Verve zurückweist, wird gleichwohl fast schon ein Lob auf die Versuchung/Erprobung gesungen, wenn es direkt zu Beginn des Textes heißt:

Nehmt es voll Freude auf, meine Brüder und Schwestern, wenn ihr in mancherlei Versuchungen (πειρασμοῖς) geratet! Ihr wisst, dass die Prüfung eures Glaubens Geduld bewirkt. Die Geduld aber soll zu einem vollkommenen Werk führen, damit ihr vollkommen und untadelig seid und es euch an nichts fehlt (Jak 1,2-4).

In dieser Perspektive erscheint die Versuchung gar als Mittel Gottes, die Seinen zu erforschen. Ijob etwa ist dann ebenso ein Prototyp des von Gott Erprobten wie Abraham bei der Bindung Isaaks. Die Versuchung erweist sich damit als eine Erprobung, die vor allem der Bewährung und Reifung dient.

Die Verantwortung der Beter

Hier wird deutlich, dass Versuchung mehr mit Versuch als mit Verführung zu tun hat. Der *πειρασμός* begründet einen Versuch, dem der Irrtum folgen kann. Anders als bei dem üblichen „Versuch-Irrtum“-Schema geht es hier freilich um grundlegend existentielle Fragen. Der Irrtum kann fatal sein, schicksalsbegründend. Er kann in das Scheitern führen.

Nun zeigt gerade das Beispiel der Jünger Jesu, dass selbst bei vergleichsweise kleinen Bewährungsproben ein Scheitern nicht ausgeschlossen ist. Genau hieraus ergibt sich der tiefere Sinn der sechsten Bitte des Vaterunser: Angesichts der menschlichen Schwachheit und der existentiellen Potenz des Scheiternkönnens rufen die Beter Gott als Vater um Beistand an. Es geht in dieser

Perspektive darum, nicht in der Situation der Versuchung zu verbleiben, die in der Intention der Versuchung Jesu ja letztlich ein Handeln gegen den Willen Gottes bedeuten würde. Umgekehrt schärft gerade die Schlussstellung der sechsten Bitte das Bewusstsein der Beter. Sie bleibt gewissermaßen im Denken hängen. Richtig verstanden wird sie damit zur Mahnung, sich am Vorbild Jesu zu orientieren, der der Versuchung gerade dadurch widersteht, dass er sich am Wort Gottes und dem dort dokumentierten Willen des Vaters orientiert. Die Bitte, nicht in Versuchung hineingeführt zu werden, korrespondiert daher mit der Bitte, dass allein der Wille des Vaters im Himmel wie auf Erden geschehen solle. Diese Korrespondenz macht aber eben auch deutlich, dass es bei der Verwirklichung des Willens des Vaters zuvorderst auch um die Bereitschaft der Beterinnen und Beter geht, diesen Willen eben nicht zu ignorieren, sondern zu tun – vor allem und gerade dann, wenn die Lage wie im Garten Gethsemane aussichtslos erscheint.

In der Ferne

Ist die sechste Bitte im Vaterunser ein unlösbares Pradox, wie die Redaktion von „Christ in der Gegenwart“ vermutet? Mitnichten. Auch hier darf man eben nicht der Versuchung erliegen, nicht genau in das Wort Gottes zu schauen. Die Gefahr, sich einen Gott nach seinen eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen zurecht zu schaffen, ist nicht nur sehr groß; wer ihr erliegt, bringt sich auch um den wahren Schatz, den das Vaterunser gerade in der sechsten Bitte in sich trägt.

Tatsächlich aber erweist sich auch die sechste Bitte des Vaterunser als Bitte voller Vertrauen, Gott möge vor den Proben des Lebens bewahren, die geeignet sind, in die Gottferne zu geraten. Vielleicht hat die sechste Bitte des Vaterunser gerade in der existentiellen Erfahrung der Versuchung Jesu ihren tiefsten Grund. Er hat

die existentielle Härte der göttlichen Erprobung und die in ihr liegenden fatalen Gefahren des Scheiterns erfahren – und lehrt gerade deshalb in seinem Gebet die Bitte, nicht in diese Versuchung geführt zu werden. Von hierher ist die Bitte in sich verständlich, vor den Prüfungen des Lebens bewahrt zu bleiben, ebenso, wie vor Hunger verschont zu werden, ebenso wie Versöhnung in Schuld zu erlangen. Wenn die Prüfungen aber kommen, dann können, nein: dann sollen sie als Chancen begriffen werden, im Glauben zu reifen. Wer so an des Lebens Prüfungen herangeht, mag vor der Versuchung nicht gefeit sein; auch Jesus wird sie im Garten Getsemane wieder erleben, wenn er darum bittet, der Kelch des Todes möge an ihm vorübergehen, sich dann aber doch dem Willen des Vaters ergibt. Aber gerade hier wird nicht nur deutlich, dass die geduldig ertragene Prüfung heilbringend sein kann; Gott ist auch der, der selbst des Menschen Leben mit allem, was dazu gehört, kennt:

Da wir nun einen erhabenen Hohepriester haben, der die Himmel durchschritten hat, Jesus, den Sohn Gottes, lasst uns an dem Bekenntnis festhalten. Wir haben ja nicht einen Hohepriester, der nicht mitfühlen könnte mit unseren Schwächen, sondern einen, der in allem wie wir versucht worden ist, aber nicht gesündigt hat. Lasst uns also voll Zuversicht hinzutreten zum Thron der Gnade, damit wir Erbarmen und Gnade finden und so Hilfe erlangen zur rechten Zeit (Hebr 4,14-16)!

Die Versuchung, von der im Vaterunser die Rede ist, lauert vor allem in den Erfahrungen des Lebens, in denen Gott ferne scheint. Das können sowohl die Hochzeiten eines Lebens sein, in denen man Gott nicht braucht, aber auch die Tiefen, in denen man mit Gott hadert. Die größte aller Versuchungen ist, Gott in die Ferne zu rücken und so selbst gottfern zu werden. Dass das ferne sei, dafür beten Christinnen und Christen in der sechsten Bitte des Vaterunser. Weil aber die Gefahr des Scheiterns

nie ausgeschlossen werden kann, bleibt die beste aller Formulierungen immer noch:

Und führe uns nicht in Versuchung!

Versuchung – Erprobung – Prüfung – all das ist nicht nur möglich, sondern zur Reifung auch im Glauben sogar notwendig. Freilich impliziert sie auch das Scheitern. Sich hier vertrauensvoll an Gott zu wenden, nicht in Versuchung geführt zu werden, ist menschlich – ebenso wie die Bitte um das benötigte tägliche Brot. Aber sie entbindet den Menschen eben nicht von seiner Verantwortung, denn über allem und vor allem steht Gott: Sein Name werde geheiligt und sein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Achtet Gott nicht zu gering, ihr Beterinnen und Beter! Stellt euch nicht über sein Wort! Lasst euch von ihm herausfordern, auch wenn die Versuchung groß ist, es sich einfach zu machen! Der Durcheinanderbringer aber mag es halt bequem. Immer wieder gibt es diesen Prüfauftrag: Lasst nicht von diesem Gott, der von allem Bösen befreit. Er allein gibt Halt. Dann steht ihr auf festem Grund! Diese Prüfung sollte zu bestehen sein. Man sollte nur nicht in ihr hängenbleiben ... davor bewahre uns Gott!

Anmerkungen:

- ¹ Dieser Beitrag ist eine leicht veränderte und ergänzte Fassung des gleichnamigen Textes im biblischen Weblog „Dei Verbum“ (Quelle: <http://www.dei-verbum.de/gestolpert-hinschauen/> [Stand: 17.12.2017]).
- ² CIG-Redaktion, Kommentar: Die Versuchung, Ausgabe 26/2017, Quelle: http://www.christ-in-der-gegen-wart.de/aktuell/artikel_angebote_detail?k_beitrag=4828142&campaign=facebook/cig [Stand: 25.7.2017].
- ³ Ebd.
- ⁴ Die Singular-Lesart ἐν τῷ οὐρανῷ findet sich nur in der Didache; textkritisch ist daher die plurale Lesart ἐν τοῖς οὐρανοῖς zu bevorzugen. Im Unterschied zur lukanischen Variante, die den lokalen Hinweis auf den/die Himmel als göttliche Sphäre gänzlich auslässt, ist die matthäische Rede damit von einer jüdischen Diktion geprägt.

- ⁵ Vgl. hierzu etwas J. Jeremias, Das Vaterunser im Lichte der neueren Forschung, in: ders. Abba. Studien zur neutestamentlichen Theologie und Zeitschichte. Göttingen 1966, S. 152-171, insbesondere S. 157-159.
- ⁶ Hierfür spricht unter anderem die textkritische Regel der *lectio brevior*, nach der eine kürzere Lesart die wahrscheinlich ursprüngliche ist; es gibt bei der Überlieferung gerade sakral intendierter Texte eher eine Tendenz zur erklärenden Ausweitung als eine Tendenz zur Kürzung. Siehe hierzu aber auch J. Jeremias, a.a.O., insbesondere S. 157-159.
- ⁷ Das im Deutschen vertraute Vaterunser bildet dabei eine gewisse Harmonisierung der beiden Versionen, wenn etwa aus der Bitte um das „heutige Brot“ bei Matthäus und dem „täglichen Brot“ bei Lukas die Formulierung „unser tägliches Brot gib uns heute“ wird. In anderen Sprachen, etwa dem Arabischen بِاتْمَسْ لَآ يَف يَدْلَا اَنْبَا (gesprochen: abana lathi fi ssamauati) steht die Orientierung am matthäischen Vaterunser wesentlich stärker im Vordergrund (siehe hierzu etwa: http://www.christenhelfenchristen.de/files/Vaterunser-_arabisch_update_1.pdf [Stand: 25. Juli 2017]).
- ⁸ Vgl. hierzu M. Gielen, „Und führe uns nicht in Versuchung“. Die 6. Vaterunser Bitte – eine Anfechtung für das biblische Gottesbild?, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft (ZNW) 89 (1998), S. 201-216, hier: S. 201f.
- ⁹ Vgl. hierzu F. Urbanek, „Vater im Himmel“ – das alte Vaterunser in sprachlicher Neuauflage, *Linguistica Biblica (LingBib)* 66 (1992), S. 39-54, hier: S. 41f.
- ¹⁰ Vgl. hierzu CIG-Redaktion, a.a.O.
- ¹¹ Vgl. hierzu G. Häfner, Die sechste Bitte, Quelle: <http://www.lectiobrevior.de/2017/12/die-sechste-bitte.html> [Stand: 17.12.2017].
- ¹² Vgl. hierzu auch M. Gielen, S. 203.
- ¹³ Ebd., S. 204.
- ¹⁴ Zur Auslegungsgeschichte vgl. J.M. Lochmann, Unser Vater. Auslegung des Vaterunser. Gütersloh 1988, 130-134.
- ¹⁵ Hinzu kommt, dass der Widersacher, gäbe es ihn doch, selbst Geschöpf und also solches an der geschöpflichen Freiheit partizipieren würde. Damit aber wäre eine prinzipiell Umkehr möglich. Der Widersacher wäre dann kein Widersacher mehr. So oder so wirkt das Phänomen des Bösen den Menschen also auf sich selbst zurück.
- ¹⁶ Matthäus verwendet hier den eindeutig finalen Infinitiv $\pi\epsilon\iota\alpha\sigma\theta\eta\upsilon\alpha\iota$, ist also zielgerichtet (final) zu übersetzen.
- ¹⁷ M. Gielen, a.a.O., S. 210.

Martin Pott

Klaus Hemmerle

Was bedeutet sein Denken für einen Pastoralentwickler heute?¹

Einführung

Im Folgenden geht es in zwei Teilen um (I.) vier Grund-Orientierungen aus dem theologischen Denken Hemmerles und (II.) um vier Momente einer Grund-Haltung aus der pastoralen Praxis des Bischofs – jeweils in der Perspektive ihres Nutzens und ihrer Inspiration für die Entwicklung der Pastoral. Bei der Rede und der Praxis von ‚Pastoralentwicklung‘ ist ihr fundamental doppelter Charakter zu beachten. „Entwicklung der Pastoral“ bezeichnet zum einen die Entwicklung, die die Pastoral von sich aus als Subjekt nimmt und die sie vollzieht, auch ganz ohne Intervention von außen. Und andererseits ist die Entwicklung der Pastoral das kontinuierlich steuernde Einflussnehmen auf die Pastoral, z.B. von Seiten einer diözesanen Pastoralplanung oder der eines pastoralen Raums.

I. Vier Grund-Orientierungen

1. Grund-Orientierung: „Leben – wie geht das?“

Wozu ist Pastoralplanung, Pastoralentwicklung da? Mit Klaus Hemmerle gesprochen könnte man ganz schlicht und einfach sagen: Pastoralplanung ist dazu da, dass die Menschen für sich zufriedenstellend und ernsthaft die Frage beantworten können: „Leben – wie geht das?“ Vor einigen Jahren bin ich auf eine Gottesdienstintroduction des Bischofs aus dem Jahr 1991 gestoßen, in der er in der Einleitung Bezug nimmt auf sein Buch „Glauben – wie geht das?“ und dann den Gottesdienstteilnehmern sagt,

wenn er heute noch einmal nach knapp 16 Jahren ein Buch zu schreiben hätte, dann würde er noch „elementarer“ fragen:

„Leben – Wie geht das? Die Unmöglichkeit zu leben, die Schwierigkeit zu leben, der Hunger zu leben, das bewegt uns innerlich. Und diese Frage ist eigentlich eine Frage an den, der sagt: ‚Ich bin das Leben.‘“²

Es geht in der Pastoral der Kirche ganz basal und fundamental um das Lebenkönnen und das Glaubenkönnen der Menschen! Es geht nicht primär um die Kirche, auch nicht um ein „lebendiges Gemeindeleben“. Es geht schlicht und einfach um das Leben der Menschen. Vom Einzelnen bis zur Menschheitsfamilie. Dies ist ein erstes Grundmotiv, das ich von Bischof Hemmerle als Pastoralentwickler lerne. Ein zweites Grundmotiv ist natürlich das der „Weggemeinschaft“.

2. Grund-Orientierung: „Weggemeinschaft“

Der entscheidende und bis heute immer wieder zitierte Impuls zum Start des Prozesses Weggemeinschaft im Bistum Aachen ist der Fastenhirtenbrief 1989³. In der Vokabel „Weggemeinschaft“ sind für Hemmerle nicht nur zwei starke theologische Linien des Zweiten Vatikanums enthalten – nämlich die Volk-Gottes- und die Communio-Theologie –, sondern die gesammelte Erfahrung seiner Praxis in und mit der Aachener Diözese. In einer Passage schreibt Hemmerle:

„Es verlangt in unserer Situation ein tiefgreifendes Umdenken, es braucht aber auch den Mut zu strukturellen Konsequenzen. Diese sollen weder als fertiges Konzept von oben über das Bistum fallen, noch eine bloße Notlösung sein. In Weggemeinschaft miteinander wollen wir lernen, wie jenes Teilen geschieht, das nicht Mangelverwaltung, sondern geistliche Brotvermehrung ermöglicht.“⁴

Hier wird unmissverständlich als Linie formuliert: Pastoralplanung steht an. Sie

muss sein. Aber: Sie kann nie „über ein Bistum fallen“, darf also nie einseitige Top-Down-Steuerung sein. „Weggemeinschaft“ kann man in gewisser Weise auch als Synonym für „Synodalität“ nehmen. Es geht um den gemeinschaftlich (griech.: *syn*) zu erkundenden und dann zu gehenden Weg (griech.: *‘odós*).

Pastoralplanung soll durchaus strukturelle Konsequenzen haben. Strukturen können, so Hemmerle an anderer Stelle, „Ordnung in die Gemeinschaft einbringen und ihr die Identität mit Ursprung und Ziel ihres geschichtlichen Weges gewährleisten“⁵. Aber Strukturen sind immer Medium, nie Zweck. Sie haben für Hemmerle strikten Dienstcharakter:

„Dieser Dienst lässt alles an amtlichen wie nichtamtlichen Strukturen und Institutionen nur als ‚medial‘ und ‚ironisch‘ erscheinen, was es unveräußerlich oder geschichtlich wandelbar in der Kirche gibt.“⁶

Strukturen als „ironisch“ zu kennzeichnen, so etwas war typisch Hemmerle. Und es steht in einem gewissen Kontrast zum Bierernst, mit dem heutzutage mancherorts Strukturanpassungen in pastoralen Räumen betrieben oder hintertrieben werden.

Typisch für Hemmerle war, auf das Zentrum hinzusteuern: Es ging ihm um „geistliche Brotvermehrung“. Hier mag man sich an der frommen Vokabel stoßen. Sie wird verständlich, wenn man sich den größeren Kontext des Fastenhirtenbriefs von Hemmerle anschaut, in dem ganz stark vom Teilen die Rede war, vom Teilen dessen, was man hat an Talenten und Charismen und Ressourcen, wie man heute sagen würde. „Stewardship“ nennen es die Amerikaner. Weggemeinschaft war für Hemmerle geerdete Theologie: Erst im konkreten, teilenden Miteinander-auf-dem-Weg-Sein kommt Weggemeinschaft an ihr inneres und äußeres Ziel.

3. Grund-Orientierung: „Bestimmt vom anderen Stil des Evangeliums“

Bischof Klaus Hemmerle reiste jahrelang konsequent durch die Regionen des Bistums, um mit Vielen in den Dialog zu treten. 1991 stellte er „Zehn Punkte“ vor. Das waren für Hemmerle zentrale Konsenspunkte, die er als Vorschlag ins Bistum gab. Im dritten Punkt heißt es:

„Die Methode des Prozesses Weggemeinschaft ist bestimmt vom anderen Stil des Evangeliums. Nicht nur das Was, sondern auch das Wie dieses Prozesses nimmt Maß am Evangelium. Bloßes ‚Durchdrücken‘ der eigenen Vorstellungen und Meinungen widerspricht diesem Ansatz. Die Torheit und Ohnmacht des Kreuzes, das ‚Sein wie die Kinder‘ sind entscheidend für die Alternative des Evangeliums, um die es uns geht.“

Hemmerle war immens wichtig, dass Weggemeinschaft nicht nur Inhalt und Prozess war, sondern wesentlich auch Methode! Die „Kultur-Ebene“ des Prozesses ernst zu nehmen, war ihm selbstverständlich. Und ihm war bewusst, dass Änderungen auf dieser Ebene, die vor allem mit erlernten Haltungen und Habitus zu tun hat, besonders langwierig werden würden. Daher wurde Klaus Hemmerle nicht müde, von diesem „anderen Stil des Evangeliums“ zu sprechen. Da können wir heute in der Ära von Papst Franziskus hellhörig werden, lesen wir doch in *Evangelii gaudium*, Nr. 27: „Ich träume von einer missionarischen Entscheidung, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, die Stile, die Zeitpläne, der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient.“⁸

Da ist auch einer, der eine Unterscheidung im Stil anzielt, der einen Stil wünscht, der evangelisierend, nicht selbstbewahrend ist. Hemmerles „Stil des Evangeliums“ und Papst Franziskus' „evangelisierender Stil“: Laufen hier zwei Linien mit einem Vierteljahrhundert Abstand aufeinander zu? Auch

hier könnte der Einwand jetzt wieder heißen: Was macht denn heute ein Pastoralplaner mit so einer prosaischen Formulierung? Natürlich, so eine Formel ist strategisch nicht unmittelbar verwertbar. Aber wir müssen doch fragen: Was macht denn ein Pastoralplaner heute *ohne* diesen Hinweis auf den „anderen Stil des Evangeliums“? Wie kann sich der/die Pastorentwickler/in von heute vor der Verführung des Machbarkeitswahns im Kontext strategischer Kirchenentwicklung schützen, wenn er oder sie nicht eine solche zentrale geistliche und soziale Richtschnur für das eigene Entwicklungsdenken und -handeln hat?

4. Grund-Orientierung: Gemeinde-Fixierung „unterböte die Inkarnation“

Keine Frage, der „Weggemeinschafts“-Gedanke von Bischof Hemmerle hatte viel zu tun mit den konkreten Gemeinden des Bistums. Damals wurde noch nicht wie heute differenzierter von Pfarreien einerseits und Gemeinden andererseits gesprochen. Die umfangreichen Fusionsprozesse heutiger Tage waren noch weitgehend Zukunftsmusik. Man sprach oft von ‚Gemeinde‘ und meinte die ‚Pfarrgemeinde‘, also jenes „Hybridgebilde“, das in sich das Element lebendiger christlicher Gemeinschaft mit dem Rechtsinstitut der Körperschaft öffentlichen Rechts zu einem besonderen Amalgam verschmolz.

Bischof Klaus Hemmerle sah den hohen Wert der Gemeinde – und war dennoch nicht „gemeindefixiert“. Als 1975 in der Zeitschrift „Diakonia“ eine Diskussion um „Gemeindekirche versus Volkskirche“ geführt wurde, wies Hemmerle darauf hin, dass dieses Begriffspaar zwar das Problem umschreiben, aber auch zu einer schiefen Alternative verführen könne. Hemmerle wörtlich:

„Wahr ist, dass Kirche von Anfang an Gemeinde ist – aber nicht wahr ist, dass Kirche nur Gemeinde ist. Eine Kirche, die sich aufs Gemeinde sein reduzierte, unterböte die Inkarnation, das Daseinwollen des

Evangeliums unter den Menschen in allen Dimensionen, in denen sie miteinander sind. Eine bloße Gemeindegemeinde unterböte nicht nur die Kirche, sondern die Gemeinde selbst, die nur als Gemeinde aus ‚Juden und Griechen‘, aus solchen, die sich nicht selber gewählt haben, Gemeinde ist.“⁹

Klaus Hemmerle liebte das Komplementäre, das „et-et“ – und den Raum dazwischen! Nicht als faulen Kompromiss, sondern als dem Leben abgeschauten Pluralismus. Hemmerle plädierte damals schon für vielgestaltige Präsenzformen von Kirche, für – wie wir das heute nennen würden – die lokale Entwicklung einer „mixed economy“. Aber er setzte sich und allen immer auch einen Stachel ins Fleisch: den Fans der Gemeindegemeinde von damals – heute würde man vielleicht sagen: den Förderern von „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ und Movimenti – setzte er den Stachel ins Fleisch, nicht Elitekirche werden zu dürfen, nicht die Offenheit für die vielen Anderen zu verlieren. Den Bewahrern der Volkskirche schrieb er ins Stammbuch, dass sie nicht Aufbrüche und Bewegungen hemmen oder sogar ausgrenzen, in denen exemplarisch in ungewohnter Weise das Evangelium gelebt wird. Im Bistum Aachen versuchen wir dem u.a. dadurch gerecht zu werden, dass wir einerseits mit neuen Gemeinde-Formen experimentieren (z.B. Jugendkirche „kafarna:um“ und Gemeinde „Zeitfenster“¹⁰), andererseits Kirche auch in anderen Sozialgestalten entwickeln, wie z.B. im Nationalpark Eifel¹¹ oder als Präsenz mitten im aktuell entstehenden neuen Campus der Aachener Universität.

II. Vier Momente einer Grundhaltung

1. Den Prozess unabgeschlossen halten

Pastorale Planung im Sinne Hemmerles als Weggemeinschaft zu verstehen und zu praktizieren verpflichtet zum Prozesshaften und darin notwendig Unabgeschlossenen. Das muss nicht die Aufweichung jeg-

licher strategischer Bemühungen nach sich ziehen, aber es schützt zum Beispiel vor der Illusion, durch die Strukturanpassung pastoraler Räume auch nur mittelfristig einen Status von „Sicherheit“ herstellen zu können. Weggemeinschaft verweist darauf, dass Organisationen heute permanent mit Schwankungen und Unsicherheiten, mit Komplexität und Ambiguität aktiv umgehen müssen.

2. „Entwickeln-mit“

Hier schließt sich für die Pastoralentwicklung im Geist von Klaus Hemmerle eine Planung in der Gestalt des „entwickeln-mit“ an. Hemmerle spricht oft, vor allem mit Verweis auf die johanneische Theologie, davon, dass Jesus nur so wirken kann, wie er wirkt, weil er sein Handeln als ein Handeln mit dem Vater bzw. als Handeln des Vaters mit ihm versteht. Es ist nach Bernhard Nitsche ein besonderes Verdienst des Konzils, dass heute Einmütigkeit darüber besteht, „dass die dreieine Communio Gottes teilgebendes Urbild und eschatologisches Vorausbild der Communio der Kirche ist.“¹². Die Entwicklung der Pastoral einer Ortskirche und in einer Ortskirche geht nur in solcher Communio: Klerus mit Gläubigen, Hauptberufliche mit freiwillig Engagierten, Männer mit Frauen, Alte mit Jungen, Kircheninsider mit Kirchenskeptikern – oder mit Worten von Papst Franziskus:

„Jeder Getaufte ist, unabhängig von seiner Funktion in der Kirche und dem Bildungsniveau seines Glaubens, aktiver Träger der Evangelisierung, und es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Handelns wäre“¹³ (EG 120).

3. Achtsamkeit kultivieren

Pastorale Planung unter Berücksichtigung des „anderen Stils des Evangeliums“ und

des Prinzips des „Mit“ hat dann in der Konsequenz eine pastorale Entwicklung mit Achtsamkeit zur Folge: Achtsamkeit für die vielen Perspektiven und Achtsamkeit gegenüber denen, die zu wenig vorkommen oder die aktuell besonderer Aufmerksamkeit bedürfen. Bischof Hemmerle's prioritäre Achtsamkeit galt seinerzeit u.a. arbeitslosen Jugendlichen, von Zechenschließung bedrohten Bergleuten und Migranten aus dem Osten. Der Bischof ließ seine Aufmerksamkeit aber auch auf für ihn vielleicht zunächst nicht so naheliegende Achtsamkeitsfelder lenken. Frauen im Bistum sind mit ihm in einen Dialogprozess eingetreten, der zur Einrichtung eines sogenannten „Beraterinnen-Kreises“ geführt hat, in dem der Bischof sich regelmäßig den Rat von Frauen einholte. Jede Zeit konfrontiert uns mit ihren vorrangigen Achtsamkeitsherausforderungen. Das jesuanische „Seid wachsam!“ will auch unsere Achtsamkeit wach halten.

4. Auf Charismen Anderer angewiesen bleiben wollen

Pastorale Entwicklung im Geist Klaus Hemmerles soll aktiv mit den Charismen rechnen. Elisa Kröger, die sich als Wissenschaftlerin der jüngeren Generation mit Klaus Hemmerle auseinandergesetzt hat, weist in diesem Zusammenhang auf einen wichtigen Punkt hin:

„Wird Charismenorientierung als *Fundament* pastoraler Strategien ernst genommen, wird also die Priorität der Charismen berücksichtigt, die damit ausgesagt ist, findet ein Stilwechsel statt, der eine Veränderung in der Weise anzeigt, wie Strategien sich bilden.“¹⁴

Wieder taucht der Begriff des Stils auf. Hemmerle selber hat einmal so formuliert:

„Nur wo das Subjektsein aller in der Kirche, nur wo die Angewiesenheit auch jener, die Charismen zu beurteilen haben, auf die Charismen anderer, jener, die Dienste zu ordnen haben, auf diese Dienste und jener,

die zu verkünden haben, auf den ‚produktiven‘ Glauben anderer zur Geltung kommt, ist das Maß von *Communio* eingelöst.“¹⁵

Es geht nicht um die Ausbeutung der Charismen Anderer für eigene Zwecke. Es geht nach Hemmerle um die fundamentale Einsicht, existenziell angewiesen zu sein auf die Charismen der Anderen – und das auch bleiben zu *wollen*: die eigene Begrenztheit anzunehmen, sich der Unberechenbarkeit zu öffnen und Kontrolle abzubauen. Rainer Bucher plädiert in dieser gedanklichen Linie mit Blick auf pastorale Planung in unserer aktuellen Situation für ein „Kriterium der eröffneten Gnadenchance“¹⁶ und umschreibt dieses Kriterium wie folgt:

„Alle jene kirchlichen Handlungs- und Organisations- (was auch immer heißt: Herrschafts)muster, sollten präferiert werden, bei denen, wie risikoreich auch immer, die Chance besteht, Erfahrungen der Gnade Gottes einerseits machen, andererseits benennen zu können.“¹⁷

Es geht also darum, eine Haltung einzunehmen, die nicht nur auf das willkürlich Investierte an Gedanke, Energie und Geist setzt, sondern *offen* bleibt für das, was sich *unwillkürlich* einstellt an Geistesblitzen, geschenkten Charismen, sich gnadenhaft auftuenden Ressourcen und heilsamen Irritationen. Für solche Offenheit war Klaus Hemmerle ein Vorbild.

Abschluss

„Omnes unum, ut mundus credat.“ – „Alle sollen eins sein, damit die Welt glaubt.“ – so lautete der Wahlspruch von Bischof Hemmerle. Im gedachten und gelebten Prinzip der *Einheit* treffen sich die skizzierten Grund-Orientierungen und Momente der Grund-Haltung, wie ich sie von Hemmerle her zu lernen versucht habe. Mir ist an dem „Omnes unum“ – „alle sollen eins sein“ besonders sein Verweischarakter wichtig. Die Einheit hat einen Zweck: „ut mundus credat“ – „damit die Welt glaubt“. Dieser Zweck ist kein Selbstzweck. Es ist

vielmehr ein Zweck, der auf die Welt in ihrer Totalität zielt, auf den Kosmos, auf die Schöpfung. Es ist ein universaler, ein globaler Zweck! Geht es eigentlich aktueller?!

Wenn Klaus Hemmerle 1991 sagte, dass er durch die Frage „Glauben – wie geht das?“ hindurch zur noch elementarerem Frage „Leben – wie geht das?“ vorgedrungen sei, so regt mich das zu dem Gedankenspiel an, ob Klaus Hemmerle, wenn er damals auch noch einmal seinen bischöflichen Wahlspruch hätte modifizieren können, vielleicht so formuliert hätte: „Omnes unum – ut mundus vivat“ – „Alle sollen eins sein, damit die Welt lebt.“

Anmerkungen:

- ¹ Der nachfolgende Beitrag geht zurück auf einen Vortrag in der Akademie Schwerte, bei der Tagung „GedankenGänge – Klaus Hemmerles Theologie als Projekt beweglichen Denkens“ (12.–13.2.2015). Die Vortragenden waren Personen, die persönlich in verschiedener Weise dem Bischof begegnet oder über seine Werke von ihm geprägt worden waren. In meinem Beitrag als 1985 von Klaus Hemmerle beauftragter Pastoralreferent und heutiger Referent für Pastoralentwicklung im Bistum Aachen sollte es um die Inspirationen Hemmerles für heutige Pastoralentwicklung gehen. Der Vortragstext wurde gekürzt und überarbeitet. Erstveröffentlichung des vollständigen Manuskriptes: M. Pott, Weggemeinschaften von Gemeinden: Was bedeutet das Denken Klaus Hemmerles für einen Pastoralplaner heute?, in: Matthias Sellmann (Hg.): GedankenGänge Klaus Hemmerles Theologie als Projekt beweglichen Denkens. Würzburg 2017, 139–153.
- ² K. Hemmerle, Wenn ich Ich sage, sage ich auch Du, in: Zeichen der Zeit. 2. Diözesanversammlung der Katholischen Familienbildungsstätten im Bistum Aachen 1991 (Erfahrungen, Herausforderungen, Konzepte 5). Aachen 1992, 4–9, 4.
- ³ Der Volltext sowie der gesamte „Prozess Weggemeinschaft“ ist dokumentiert auf: www.dialog-im-bistum-aachen.de.
- ⁴ Fastenhirtenbrief 1989, in: Kirchlicher Anzeiger für die Diözese Aachen 59 (1989), 1–3.

- ⁵ K. Hemmerle, Gemeinschaft des Zeugnisses. Wandlungen im kirchlichen Institutionswesen, in: K. Färber (Hrsg.), Krise der Kirche – Chance des Glaubens. Die „Kleine Herde“ heute und morgen. Frankfurt a. M. 1968, 119–144, 144.
- ⁶ Ebd.
- ⁷ K. Hemmerle, Zehn Punkte eines für die Zukunft des Prozesses „Weggemeinschaft“ im Bistum Aachen erforderlichen und tragenden Konsenses, in: BGV Aachen (Hrsg.), Der Prozess Weggemeinschaft im Bistum Aachen 1988–1994. Aachen 1995, 27–29, 28.
- ⁸ Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 194), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2013, 26.
- ⁹ K. Hemmerle, Forderung und Spielraum des Evangeliums – gleichermaßen maximal, in: Diakonia 6 (1975) 113–114, 114.
- ¹⁰ Siehe: www.kafarnaum.de und www.zeitfenster-aachen.de.
- ¹¹ Siehe: www.kirche-im-nationalpark.de.
- ¹² B. Nitsche, Die Analogie zwischen dem trinitarischen Gottesbild und der kommunialen Struktur von Kirche, in: B. J. Hilberath (Hrsg.), Communio – Ideal oder Zerrbild von Kommunikation (QD 176). Freiburg i. Br. 1999, 81–114, 82.
- ¹³ Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium, 89.
- ¹⁴ E. Kröger, Das Unplanbare einplanen. Charismenorientierung als Fundament einer pastoralen Strategie, in: Anzeiger für die Seelsorge 6/123 (2014), 14–17, 17.
- ¹⁵ K. Hemmerle, Communio als Denk- und Lebensweise, in: G. Biemer u.a. (Hrsg.), Gemeinsam Kirche sein. Theorie und Praxis der Communio. Festschrift für Erzbischof Dr. O. Saier. Freiburg i. Br. 1992, 77–89, 88.
- ¹⁶ R. Bucher, Neue Machttechniken in der alten Gnadenanstalt? Organisationsentwicklung in der Kirche, in: V. Dessoy/G. Lames (Hrsg.), Denn sicher gibt es eine Zukunft (Spr 23,18). Strategische Perspektiven kirchlicher Organisationsentwicklung. Trier 2008, 274–291, 285.
- ¹⁷ Ebd.

Kirchliche Jugend- arbeit in NRW

Rückfragen auf dem Hintergrund des 10. Kinder- und Jugendberichtes der Landesregierung

Anfang 2017 erschien der 10. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW.¹ Hineinschauen lohnt sich, immerhin werden allgemeine Phänomene des Kindes- und Jugendalters sowie landesspezifische Entwicklungen der Kinder- und Jugendhilfe beleuchtet. Zudem ist mit dem Schlusskapitel ein Ausblick auf zukünftige Perspektiven für die Kinder- und Jugendhilfe aus Sicht der (freilich im Juni 2017 ausgewechselten) Landesregierung möglich. Im Folgenden werden ausgewählte Themen des Berichts aufgegriffen, um Rückfragen an die *kirchliche* Jugendarbeit zu stellen.

Schwerpunkte

Wie auch bei den Jugendberichten der Bundesregierung üblich, stellt der Bericht neben der *Situation der Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe* sowie den *Entwicklungen in einzelnen Handlungsfeldern* (hier: Prävention, frühe Bildung, Kindertageseinrichtungen, Familienzentren, Kinderschutz, einmischende Jugendpolitik, Kinder- und Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit, Offene Kinder- und Jugendarbeit, Sport, Ganzttag, kulturelle Bildung, Jugendsozialarbeit, erzieherischer und gesetzlicher Kinder- und Jugendschutz, Medien, FSJ, Hilfen zur Erziehung, junge Geflüchtete) in einem allgemeinen Teil auch *Rahmenbedingungen des Aufwachsens* dar. Zentrale Themen sind die demographische Entwicklung und die Situation von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Während die Situation von

Familien nur kurz beschrieben wird, widmen sich längere Teile der *Kindheit in NRW* (Schwerpunkte: Gesundheit, prekäre Lebenslagen, Behinderungen, Migration, Kinderrechte) und dem *Jugendalter bzw. den jungen Erwachsenen* (Schwerpunkte u.a.: Pädagogisierung des Jugendalters, Armut), ergänzt um die Themen Mediengesellschaft und Risikoverhalten (wozu auch Rechtsextremismus, Islamismus, Gewalt gezählt werden).

Aktuelle und zukünftige Herausforderungen

Die *zentralen Themen der Landespolitik für die kommenden Jahre* lässt die abschließende Stellungnahme der Landesregierung („Herausforderungen für die Kinder- und Jugendhilfe in NRW“, 175-189) erkennen. Sie fragt daher auch die Praxis kirchlicher Kinder- und Jugendarbeit katholischer Träger an.

1. Eine zentrale Rolle nimmt (erneut) der Bildungsbegriff ein, fokussiert auf die Herausforderung, Benachteiligungen abzubauen, u.a. durch „kommunale Präventionsketten“ (175), die „in allen Kommunen ... aufgebaut werden“ (179; vgl. 65-70). In diesem Zusammenhang wird auf die „eindrucksvolle Bilanz“ (179), die umfangreiche Ausweitung und qualitative Verbesserung der Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe, verwiesen. Zweifelsohne ist, vor allem durch den Ausbau der Kinderbetreuung („frühe Bildung“) und der Familienzentren (vgl. 70-88), Kinder- und Jugendhilfe gewachsen. Doch einerseits ist diese Entwicklung insgesamt durchaus kritisch zu hinterfragen, zum anderen profitiert die Jugendarbeit als Teilbereich der Jugendhilfe kaum von dieser Entwicklung, vielmehr stagnieren die Leistungen der Jugendarbeit.³
2. Kinder- und Jugendarbeit komme grundsätzlich eine größere Bedeutung

zu (wobei offen gelassen wird, was dies etwa für die finanzielle Förderung bedeuten könnte), vor allem im Blick auf die Überwindung sozialer und milieuspezifischer Grenzen – ein Thema, das schon länger (mindestens einmal seit der Sinus-U18-Studie 2007⁴) auch eine milieuverengte kirchliche Jugendarbeit und Jugendverbandsarbeit herausfordert.

Zu diesem Zweck sei erforderlich:

(1) auf dem Hintergrund eines bedeutsamer gewordenen und sich wandelnden Bildungsverständnisses die „weitere Öffnung sowie ein verändertes Selbstverständnis der Schule“ (182) im Blick auf die Stärkung der Kooperationen mit der Kinder- und Jugendarbeit und die Gestaltung der Kooperation unter Wahrung der „Eigenständigkeit“ der Jugendarbeit (182).

Im Blick auf die Entwicklung des Ganztags „muss sich“ v.a. die Jugendarbeit „beim Thema Bildungslandschaften selbst systematischer einbringen – und auch systematischer beteiligt werden“ (186). Dies ist verbunden mit der Absicht, Schulsozialarbeit, Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit weiterzuentwickeln und besser zu verzahnen.

Bereits im letzten Bericht (Mitunterzeichner war als zuständiger Minister der heutige Ministerpräsident Laschet) war der Wille, zu vernetzten, regionalen Bildungslandschaften vernehmbar.⁵ Damals waren auch die Religionsgemeinschaften zur Mitwirkung in einer „regionalen Bildungskonferenz“ explizit aufgerufen.⁶ Der Wille zu einer weniger „schulzentrierten“ als vielmehr „kooperationsorientierten Bildungslandschaft“⁷ verschiedener Partner scheint vorhanden, allerdings kann von einer Begegnung auf Augenhöhe nach wie vor nicht gesprochen werden, vielleicht bleibt eine solche angesichts der strukturellen Dominanz der Schule auch eine Illusion.

(2) die Weiterentwicklung der Jugendarbeit „durch junge Menschen selbst“ durch

„konsequente Beteiligung und Mitgestaltung bei der Ausgestaltung der Angebote“ (183).

Partizipation ist ein Leitwort kirchlicher Jugendarbeit⁸ und zumindest in den Jugendverbänden ein Grundprinzip⁹. Gleichwohl gilt es zu bedenken, dass Partizipation nicht allerorten eine gelebte Realität ist.¹⁰

Perspektivwechsel

Etwas vollmundig spricht der Bericht von einem notwendigen Wechsel „von einer Institutionslogik zur Kinder- und Familienperspektive“ (177). Gemeint ist der Blick auf die konkreten Lebensumstände der Kinder und Jugendlichen, eine Berücksichtigung von Armuts- und Benachteiligungslagen und die geschlechtsspezifischen Bedarfe der Heranwachsenden. Auch hier hat kirchliche Jugendarbeit wachsam zu sein und sich kritisch zu fragen, inwieweit sie sich auf „one-size-fits-all“-Angebote beschränkt und differenzierte Zugänge ausblendet.¹¹

Im Kern geht es bei diesem Perspektivwechsel um die Befähigung junger Menschen zu Selbstverantwortung und Selbstwirksamkeit, was entsprechende Anforderungen an die „Organisations- und Professionskultur der Leistungsträger“ (177) mit sich bringt. Näher konkretisiert wird diese Forderung nicht. Spätestens seit dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) 1990 ist diese Grundperspektive kirchlicher Jugendarbeit – der junge Mensch als Subjekt der Jugendarbeit – Leitmotiv der gesamten Kinder- und Jugendhilfe. Freilich darf auch kirchliche Jugendarbeit sich stets selbstkritisch fragen, ob sie an den wirklichen Bedürfnissen und Interessen junger Menschen anknüpft, wie sehr sie wirklich im Kontakt mit jungen Menschen ist.

Der Individualisierung entgegen wirken

Das Phänomen der Individualisierung hat zu einer weitgehenden Milieuzentrierung

bzw. Milieuverengung der Träger in der Jugendarbeit geführt. (Ob das Phänomen neu oder nicht vielmehr Folge einer konsequenten Adressatenorientierung ist, sei einmal dahingestellt.) Der Landesregierung scheint es ein Anliegen zu sein, Milieuverengung entgegen zu wirken. Primärer Ort dafür soll die (Ganztags-)Schule sein, deren quantitativer Ausbau und qualitative Verbesserung geplant ist, wie auch „gezielte Strategien zur sozialen Öffnung“ (178) im Bereich der Sekundarstufe 1 (vgl. auch 185-186).

Auch die Kinder- und Jugendarbeit wird aufgerufen, „sich noch stärker als bisher zu öffnen“ und sich „untereinander und mit Partnern wie Schule, Sport und kulturellen Anbietern zu vernetzen“ (179). Dabei solle auch die Gesundheitsförderung berücksichtigt werden.

Wer weiß, wie schwierig bereits innerkirchliche Kooperationen sind, das Blicken über den eigenen Tellerrand und das Abschied nehmen von einer „Schrebergarten-Kultur' ... (jeder sein Blumenbeet und jeder sein Gartenhäuschen)“¹², erkennt, dass hier „dicke Bretter zu bohren sind“.

Inklusion

Die Landesregierung hat auf dem Hintergrund der entsprechenden UN-Konvention gesetzliche Rahmenbedingungen und Mittel des Kinder- und Jugendplanes zur Förderung von Inklusion in der Kinder- und Jugendarbeit bereit gestellt. Auch die freien Träger (und damit die Kirchen als Jugendhilfeträger) stünden „in der Pflicht“, und eine Umsetzung könne nur durch „die Kommunen und die freien Träger erfolgen“ (180).

Medienbildung/Medienkompetenz

Medienkompetenz gilt als „Schlüsselkompetenz“ zur Teilhabe an der Gesellschaft, daher sei die „digitale Teilhabe benachteiligter Kinder und Jugendlicher“ stärker

in den Blick zu nehmen (181). Ob und inwieweit eine kritische Auseinandersetzung mit Medienkonsum und die Förderung der Medienkompetenz Aufgabe kirchlicher Jugendarbeit sein kann, wäre zu prüfen.

Mehr Freizeit für junge Menschen

Die Landesregierung nimmt die „Forderung nach mehr Freiräumen für junge Menschen“ wahr und „unterstützt dieses Anliegen“ (183). Sie sieht „die Notwendigkeit, dass junge Menschen neben den v.a. schulischen Verpflichtungen über ausreichende Zeit und Räume verfügen können, die ihren Bedürfnissen gerecht werden und ihnen Selbstbestimmung ermöglichen“ (183; vgl. 117-119).

Auch kirchliche Jugendverbände haben auf diese Thematik aufmerksam gemacht (etwa die KJG NRW mit ihrer Aktion „35 Stunden und keine Minute länger“). Inwieweit jedoch das Landesprojekt einer „eigenständigen, einmischenden Jugendpolitik“ (183; vgl. 95-100) darauf die richtige oder alleinige Antwort darstellt, wäre zu diskutieren, wobei freilich das Anliegen, mehr Partizipation zu ermöglichen, grundsätzlich zu teilen ist.

Geflüchtete und Zugewanderte integrieren

Neben den vielfältigen gelingenden Aktivitäten in diesem Bereich, der zugleich in vielen Fällen unsicheren Lebensperspektive und den sich wandelnden gesetzlichen Rahmenbedingungen ist auch „die Balance zu wahren zwischen den Bedarfen der bisherigen Zielgruppen und den Bedarfen der jungen Flüchtlinge als neuer Zielgruppe“ (184).

Kinder- und Jugendhilfe angesichts des demographischen Wandels

Gleichwohl sich der Rückgang der jüngeren Alterskohorten sich nicht so drama-

tisch zu entwickeln scheint wie noch vor einigen Jahren befürchtet (eine aktuelle Studie der Bertelsmann-Stiftung sagt gar einen unerwarteten, sprunghaften Anstieg der Kinder- und Schülerzahlen voraus¹³), ist unbestritten, dass ländliche Landesteile von einem Bevölkerungsrückgang und zunehmender Überalterung betroffen sein werden.

Es bedürfe daher „gemeinsamer Überlegungen“, auch mit den freien Trägern, wie der Wandel zu bewerten ist und welche Konsequenzen er mit sich trägt (188). Tatsächlich stellen sich einer „Jugendarbeit auf dem Land“¹⁴ andere Herausforderungen als in der Stadt. Leider werden diese Differenzierungen in der Fachdiskussion nicht immer ausreichend wahrgenommen.¹⁵ Ein Ansporn könnte sein, hier eine neue Aufmerksamkeit auch in der kirchlichen Jugendarbeit zu schaffen und neue Akzente zu setzen. Konzepte und Erfahrungen in diesem Bereich liegen vor allem durch die Arbeit der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) vor.

Jugendverbände als Kooperationspartner im Ganzttag

Nicht expliziter Teil des Jugendberichtes, wohl aber durch eine eigene Expertise beleuchtet ist das Thema der Kooperation von Jugendverbänden und Schule im (offenen) Ganzttag.¹⁶ Beispiele gelungener Kooperation (Jugendrotkeuz Köln, Stadtjugendring Bad Honnef, Sportjugend Ennepe-Ruhr), eine Befragung von Verantwortlichen in den Verbänden und eine Dokumentenanalyse lassen erkennen, dass Kooperationen in der Regel positive Auswirkungen auch für den Verband selbst mit sich bringen. Leider liegt NRW mit einem Anteil von 31 % (Anteil der Jugendverbände mit schulbezogenen Angeboten) an drittletzter Stelle unter den Bundesländern Deutschlands (vgl. 15).

Als positiv werden bewertet: Verbände erreichen offensichtlich „ein größeres und vielfältigeres Klientel“ (15) und können damit eine eigene Milieuerengung (s.o.)

aufbrechen. Es scheint sogar über „Anwerbeeffekte“ (16) zu gelingen, „Mitglieder und ehrenamtlich Aktive für die eigenen verbandlichen Aktivitäten zu gewinnen“ (15). Die Basis bildet in 29 % der Fälle hauptamtliches Personal (vgl. 15; 46). Ein Drittel der Verbände realisiert das Angebot jedoch ehrenamtlich, was auch zu einem kostengünstigeren Angebot führen kann als bei anderen Trägern (15).

Zweifellos ist die Mitwirkung als Jugendarbeit in der Schule ein Kompromiss zwischen den Idealen einer eigenverantwortlich geleiteten Jugendarbeit und dem auf Pflicht beruhenden System Schule. Jedoch scheint es bei Kooperationen auf Augenhöhe durchaus zu gelingen, zentrale Elemente des eigenen Bildungsverständnisses beizubehalten und zu einem breiteren Bildungsverständnis in der Schule bzw. in der Gesellschaft beizutragen. Die dargestellten Beispiele und das Resümee (46–48) geben Hinweise, unter welchen Bedingungen Kooperationen möglich werden und Chancen für alle Beteiligten entfalten.

Kirchliche Jugendverbände nutzen diese Chancen derzeit in sehr unterschiedlicher Weise und Quantität.¹⁷ Hier erscheint manches durchaus noch ausbaufähig. Zweifellos braucht es dazu im konkreten Fall die Unterstützung übergeordneter Ebenen, der amtlichen Jugendseelsorge (Regionalstelle, diözesanes Jugendamt) oder die Kooperation mit anderen (kirchlichen) Trägern, die bei der Übernahme von Trägerschaften helfen oder zumindest Mitwirkungsmöglichkeiten im Rahmen kirchlicher Trägerschaften eröffnen. Jugendarbeit wäre dann nicht (nur) Gegenpol, sondern vielleicht (auch) „Sauerteig“, der eine unterrichtlich dominierte Schulkultur aufweichen helfen könnte. Zugleich könnte sie einer allenthalben beklagten Milieuerengung durch vielfältige neue Kontaktaufnahmen entgegenwirken.

Anmerkungen:

- ¹ Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): 10. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2016. (Online: <https://www.mfkjks.nrw/10-kinder-und-jugendbericht-der-landesregierung-nordrhein-westfalen>.) Seitenzahlen im Text beziehen sich darauf.
- ² Vgl. Behnisch, M. u.a.: Selbstzufrieden aber pessimistisch? Impulse für eine Jugendhilfe der Zukunft, in: Forum Erziehungshilfen 22 (2016), 310-315.
- ³ Bundesweit haben sich bspw. hauptamtliche Ressourcen seit 1998 sogar fast halbiert. Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): 15. Kinder- und Jugendbericht. Berlin 2017, 373. Der Landesbericht schweigt diesbezüglich.
- ⁴ Vgl. Bund der Deutschen Katholischen Jugend/Misereor (Hrsg.): Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27. Düsseldorf/Aachen o.J. (2007).
- ⁵ Vgl. Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen: Bildung, Teilhabe, Integration – Neue Chancen für junge Menschen in Nordrhein-Westfalen. 9. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung. Düsseldorf 2010, 163-168, 181-183.
- ⁶ Vgl. ebd., 183.
- ⁷ Vgl. Deinet, U.: Von der schulzentrierten zur kooperationsorientierten Bildungslandschaft, in: Landschaftsverband Rheinland – LVR-Landesjugendamt (Hrsg.): Jugendhilfe & Schule inform, Heft 1/2012, 3-13.
- ⁸ Vgl. Höring, P.C.: Jugendlichen begegnen. Arbeitsbuch Jugendarbeit. Stuttgart 2017.
- ⁹ Vgl. etwa Bundesvorstand des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) (Hrsg.): Der Anteil der Verbände an der Sendung der Kirche. Beitrag zu einer Theologie der Verbände. Düsseldorf 2015, 15-17.
- ¹⁰ Zu unterschiedlichen Weisen der kirchlichen Jugendarbeit vgl. Höring, P.C.: Was bleibt? Zur Wirksamkeit von Jugendpastoral, 237-239, in: Pastoralblatt 68 (2016), 232-237.
- ¹¹ Im Blick auf die Katechese ist Differenzierung zu einem „cantus firmus“ geworden. Vgl. Höring, P.C.: Gott entdecken – Gott bezeugen. Firmkatechese heute, Freiburg i. Brsg. 2014.
- ¹² Tenhumberg, H.: Miteinander unterwegs. Bischöfliches Wort an die Mitarbeiter in der Jugendpastoral (1979), in: Schmid, F.: Grundlagentexte zur katholischen Jugendarbeit [HKJA 3]. Freiburg i. Brsg. 1986, 131-150, hier 144.
- ¹³ Pressemeldung vom 12.07.2017. Vgl. <http://www.bertelsmann-stiftung.de/de/presse/pressemittelungen/pressemitteilung/pid/schueler-boom-zehntausende-zusaetzliche-lehrer-und-klassenraeume-notwendig/> (17.07.2017).
- ¹⁴ Vgl. etwa Deinet, U.; Sturzenhecker, B. (Hrsg.): Jugendarbeit auf dem Land. Ideen, Bausteine und Reflexionen für eine Konzeptentwicklung. Opladen 2000; Faulde, J.; Hoyer, B.; Schäfer, E. (Hrsg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim 2006.
- ¹⁵ Aufschlussreich: Stein, M.: Lebenslagen und Lebenswelten Jugendlicher in ländlichen Räumen. Erste Ergebnisse der Landjugendstudie 2010, in: deutsche jugend 6 (2013), 75-83.
- ¹⁶ Vgl. Gröhlich, C.: Auswirken des Auf- und Ausbaus von Ganztagschulen auf die verbandliche Kinder- und Jugendarbeit in Nordrhein-Westfalen. Expertise zum 10. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW, hrsg. v. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2014. Online unter: <https://www.mfkjks.nrw/sites/default/files/asset/document/10-kjbnrw-expertise-groehlich.pdf> (17.07.2017). Die folgenden Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Expertise.
- ¹⁷ Empirische Ergebnisse zu Umfang und Folgen solcher Kooperationen sind von einem kürzlich an der TU Dortmund und der Universität Münster begonnenen Forschungsprojekt zu erwarten. Vgl. <http://gepris.dfg.de/gepris/projekt/317475089> (17.07.2017).

So sicher ist das Amen in der Kirche nicht mehr

Plädoyer für eine partizipative Wende in der Führungskultur

„So sicher wie das Amen in der Kirche“ – wenn man das „Amen“ in seiner landläufigen Übersetzung als „so sei es“, als eine Form der Zustimmung und Partizipation ansieht, dann ist diese Zustimmung nicht mehr so sicher wie bisher geglaubt. Auch in der Bedeutung des Bekenntnisses zum Glauben schwindet nicht nur in den Gottesdiensten und in der Anzahl der Kirchenmitglieder das „Amen“. Weder die kirchliche Tradition, noch sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse und schon gar nicht die des modernen Managements lassen jedoch in der Minimalform der Zustimmung als Partizipationsform eine zukunftsfähige Option für eine Organisation erkennen. Ein Mehr als das „Amen“ in der Kirche im Sinne einer stärkeren Partizipation, gerade in der Leitung und im Management der Kirche hätte mittel- und langfristig auch ein Mehr des Bekenntnisses zum Glauben zur Folge. Dazu bedarf es aber einer stärkeren Hinwendung zum Menschen und zu den Gläubigen, nicht nur in der Seelsorge, sondern auch in der Organisation und der Struktur der Kirche, angefangen bei der Führungskultur.

Katholische Vielfalt gestalten

Kommen verschiedene Charismen in der Kirche zum Einsatz, so wird die Kirche an verschiedenen Orten verschieden sein und sich sehr stark der Lebenswirklichkeit vor Ort annehmen. Nicht jede Gemeinde

muss alle Veranstaltungsformen bereithalten. Es gilt auch hier: Mut zur Lücke: Wer sagt denn, dass die Form der Maiprozession, der Tag des Ewigen Gebetes, die Fronleichnamsprozession immer und überall die angemessene Form des Glaubens und der Liturgie sein muss. Wenn die Eucharistiefeier das Wichtigste ist, das gemeinsame Mahl als Feier des Glaubens, dann kann an anderen Enden auch anderes gestaltet, ausprobiert, oder aber auch wiederbelebt werden. Vielfalt lebt aber entscheidend davon, dass Menschen nicht nur teilhaben können, sondern sich mit all ihren Fähigkeiten auch einbringen können. Ihre Talente entfalten und erweitern können. Dazu bedarf es eines Freiraumes, der zulässt, ermöglicht, ermutigt und öffnet. In manchen Gemeinden ist hingegen die Schlüsselgewalt des Hausmeisters, die Bestuhlung des Kirchenchores, die (selbst gemachte) Tradition einiger Rituale wichtiger als die o.g. Communio und Glaubenstradition. Vielleicht bedarf es gerade hier auch der „brüderlichen“ oder „geschwisterlichen“ Zurechtweisung dergestalt, dass Gemeinden eher Bewegungen denn starre Ewigkeitsgebilde sind, zumal letztere (man beachte die altersmäßige Zusammensetzung mancher Gremien als Indiz für diese These) nicht mehr eine lebendige Gemeinschaft verschiedener Generationen sind.

Wenn in den Sozialwissenschaften heute sehr viel von Sozialräumen die Rede ist (vgl. Noack 2015 und Schneider 2015) als Räumen, in denen Identifikation, Begegnung stattfindet, in denen das „Wir“ im Vordergrund steht, so muss bei allen (angeblichen) Notwendigkeiten für größere Einheiten und größere Pfarrgemeinden, auch dies Berücksichtigung finden. Menschen benötigen Nähe und Identifikation mit Stadtteilen, Dörfern und Lebenswirklichkeiten, die vielleicht in einer mobilen und digitalen Welt dazwischen oder damit über Kreuz liegen. Bei allem Großen muss es auch, im Sinne einer Subsidiarität, die Unterstützung und die unbedingte Ermöglichung des Kleinen, der kleinen Gemeinschaften geben. Denn gerade aus

dieser gelebten Nähe erwächst der Glaube und die Verbundenheit mit der Kirche. In Großpfarreien ist der Priester oft Kilometer weit entfernt, die Kirche vor Ort braucht Gesichter und Personen, die sie hier repräsentieren und erkennbar Gottes- und Menschendienst leisten.

Von den Orden lernen: Franziskanische und benediktinische Führungsimpulse

Leitung und Führung findet in der Kirche nicht nur in der so genannten Amtskirche statt, sondern hat auch alternative Konzepte und Traditionen u.a. in den Orden. „Benedikt sieht das Ziel des Führens darin, daß im gemeinsamen Arbeiten das Haus Gottes erbaut wird, ein Haus, in dem Gottes Herrlichkeit durchscheint, ein Haus, in dem die Brüder (natürlich sind bei den Brüdern die Schwestern immer mitgemeint) miteinander in Frieden und in Freude zusammenleben und so Zeugnis ablegen für Gottes heilende und liebende Nähe“ (Grün 2002, S. 7-8). Führen also auch hier nicht als Selbstzweck oder „heilige Herrschaft“, sondern als Dienst am Ganzen, als Sorge um ein glaubwürdiges Zeugnis auch in den Prozessen und Strukturen. Das Evangelium sollte demnach nicht nur beim Schriftwort zu Beginn einer Sitzung eine Rolle spielen, sondern auch bei jedem Tagesordnungspunkt, beim Finanzbericht und bei den Wahlen. Entscheidend geht es sowohl um das Wachstum des Einzelnen als auch um das Wachstum der Gemeinschaft (vgl. a.a.O., S. 97).

Der Einzelne und die Gemeinschaft spielen bei Franz von Assisi eine Rolle: „Der Einzelne ohne die Gemeinschaft verkümmert. Die Gemeinschaft, die den Einzelnen nicht wahrnimmt, wird gewalttätig und unmenschlich“ (Arens 2017, S. 25). „Franziskanische Menschenführung heißt darum: offen sein für die Lebensimpulse, die aus einem Menschen selbst kommen, ihm beistehen, diese Impulse zu kommuni-

zieren und mit dem ins Spiel zu bringen, was der andere an seiner Seite erspürt und erhört“ (a.a.O., S. 29). Wie in der Katholischen Soziallehre geht es um den Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit des Einzelnen und der Gemeinschaft in Solidarität. Einige hilfreiche Leitlinien nennt Arens für das Mitwirken, die deutlich über das „Amen“ im oben genannten Sinne hinausgehen und beschreiben, wie Beteiligung lebendig werden kann:

- „Nimm die Eigenständigkeit eines Menschen ernst, bau auf seine eigene Denkkraft und Verantwortungsfähigkeit“ (a.a.O., S. 24).
- „Du führst (jedenfalls in Ordensgemeinschaften, ebenfalls in der Kirche) Menschen, die sich freiwillig in eine Gemeinschaft gegeben haben. Hab das immer vor Augen“ (a.a.O.).
- „Du baust Gemeinschaft nur, wenn der Einzelne nicht als Rädchen im Getriebe, sondern als wichtige Person geachtet wird, denn Gemeinschaft baut sich vom Einzelnen her auf“ (a.a.O.).
- „Lass die Gemeinschaft nicht nur abnicken, was du längst beschlossen hast; begleite sie, dich im Austausch zu beraten und dann Entscheidungen zu treffen“ (a.a.O., S. 38).
- „Du gibst Entscheidungen die größte Chance zur Realisierung, wenn du Sorge trägst, dass sie durch die größtmögliche Beteiligung aller zustande kommen“ (a.a.O., S. 39).
- „Formuliere konkrete Vorschriften bewusst weit, damit die Untergebenen am konkreten Ort entscheiden können, was zu tun ist. Sage, worauf es ankommt, ohne Einzelheiten festzulegen“ (a.a.O., S. 47).

Führung benötigt demnach vor allem eine dienende und demütige Haltung, die

den einzelnen Menschen sieht und darauf aufbauend die Gemeinschaft und den Einzelnen wachsen lässt und: mit einer beschränkten Planung auskommen kann.

Mit der Führung fängt es an

Das Verhältnis zwischen Amt und Menschen, das „Bekleiden des Amtes“ beschreibt Arens sehr eindrucksvoll: „Das Amt ist nackt. Es braucht die Kleidung meiner Menschlichkeit, meiner Gaben und Fähigkeiten, meiner Menschenfreundlichkeit, meiner Sorge um den Menschen – und zwar jedes Menschen. [...] Oft entsteht jedoch der Eindruck: Ich brauche das Amt! Ich bin nackt. Ich bin ein armseliger Mensch, ich bin nichts. Darum brauche ich die Kleidung des Amtes, damit ich etwas bin. [...] Aus dieser Haltung wachsen Führungskräfte, die nur schwer zu ertragen sind“ (Arens 2017, S. 54).

Sieht man das Mittun, die Mitgestaltung, das Teilhaben und das Teilgeben als Grundbedürfnisse des Menschseins an, dann wird deutlich, dass Menschen aller Generationen (und zwar nicht nur der jetzigen Generation Y) sich grundsätzlich einbringen möchten und zwar mit ihren eigenen Talenten und Fähigkeiten. Was wäre, wenn sich eine Leitungsperson in der Kirche stärker als Talentsucher/in denn als Vorsteher/in verstehen würde? Was wäre, wenn Experimente einer partizipativen Leitung die im Paulusbrief genannte Organschaft „ein Leib aus vielen Gliedern“ erkennbar werden lassen? Klar würde dies erst einmal die ganz „normalen“ Gottesdienstbesucher (warum eigentlich Besucher, es geht ja nicht um einen Museumsbesuch, sondern um eine Teilnahme!) erschrecken oder aber gerade diese neu aufleben lassen. Aber so wichtig das Verbindende, der gemeinsame Glaube ist, so wichtig ist auch die Unterscheidung, das Besondere in jeder einzelnen Gemeinde. „Wer Menschen gewinnen will, muss sein Herz zu Pfande geben“ – dieser

Spruch geht auf Adolph Kolping zurück und er meint, wer begeistern will, muss auch selbst begeistert sein, muss Hoffnung ausstrahlen und kann dann auch Führung beanspruchen.

Die Synode im Bistum Trier gibt den Charismen einen Vorrang vor den Aufgaben: „Mit *Charismen vor Aufgaben in den Blick nehmen* will die Synode deutlich machen, dass sich die Kirche vom einzelnen Getauften her mit seinen spezifischen Charismen aufbaut. Jede Christin und jeder Christ hat Charismen und ist eingeladen, diese eigenverantwortlich in die Gemeinschaft der Kirche einzubringen. Der Leitungsdienst des kirchlichen Amtes wird dadurch nicht in Frage gestellt, sondern eingebunden in ein lebendiges kirchliches Leben“ (Bistum Trier 2016, S. 19). Im Sinne einer Subsidiarität müsste die Suche nach Charismen und deren Förderung Aufgabe der größeren Einheit sein.

Moderne Managementforschung legt nahe, dass Führung dann möglich ist, wenn Leidenschaft, Hoffnung, Vertrauen sowie Stabilität miteinander verbunden sind (vgl. Rath und Conchie 2008). Vor diesem Hintergrund wäre auch einmal im Sinne einer Vergewisserung erforderlich, eigene Fehler (siehe Schuldbekennnis!) in der Führung erkennbar zu machen und diese als Lernchancen zu sehen. Führung wird von Menschen gemacht, und Führungskräfte tragen eine Verantwortung (nicht nur nach oben, sondern auch nach „unten“) (vgl. Schneider 2017).

Verbindlichkeit in der Führung und Leitung und damit die Verantwortlichkeit in einem kollegialen Führungsteam wird somit auch in der Trierer Synode für die Leitung einer Gemeinde zugrunde gelegt: „Der Pfarrer ist verantwortlich für die rechte Form der Feier der Sakramente; er ist Fachvorgesetzter des Seelsorgepersonals und hat den Vorsitz im Leitungsgremium. Die Mitglieder im Leitungsgremium haben jeweils eigene Ressortzuständigkeiten

und arbeiten auf der Grundlage einer Geschäftsordnung zusammen. Für alle in der Leitung verantwortlich Handelnden wird ein verbindlicher Führungskodex eingeführt; auf seine Einhaltung wird geachtet." (Bistum Trier 2016, S. 31). Die Kollegialität (vgl. a.a.O., S. 47) und die Einklagbarkeit von Führungsrichtlinien sind ein richtiger Schritt in eine Richtung weg von einer Willkür von Führungshandeln. Die Praxis wird die Ernsthaftigkeit dieses Synodenbeschlusses zeigen. Dass Leitung auch für den Rahmen verantwortlich ist, zeigt das Dokument der Synode ebenso eindringlich (vgl. a.a.O., S. 31).

Mehr als je zuvor, sollten auch die biblischen und theologischen Erkenntnisse zur Leitung im kirchlichen Kontext zur Geltung kommen:

- „Leitung braucht eine theologische Perspektive der Organisations- und Personalentwicklung.
- Organisationsentwicklung systematisch: ‚Leib Christi‘.
- Zeitlich begrenzte Projektgruppen: ‚Jeder hat verschiedene Talente‘.
- Betroffene müssen beteiligt werden: ‚Sich als Nächster erweisen‘.
- Transparenz und Offenheit.
- Kommunikationsorientierung: ‚Communio‘.
- Theologische Durchdringung.
- Nutzen und Funktionen für das ‚Reich Gottes‘ (Schneider 2005, S. 448).

Was hier für die Organisations- und Personalentwicklung beschrieben wurde, das gilt gleichermaßen auch für die Steuerung und Leitung in kirchlichen Strukturen.

Partizipation ganz praktisch

Partizipation als Ermöglichung der Teilhabe und der Teilgabe bedeutet zweierlei: zum einen das Einüben und Erlernen der Regeln zum Mitmachen, zum anderen aber auch immer die Abgabe von Macht an andere. Für eine echte Partizipation bedarf es also einerseits der Übung, andererseits auch der Haltung, dass eine Teilhabe und Teilgabe für beide Seiten Vorteile bringt. Dieses Einüben ist bereits in der für Kirchen wichtigen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen bedeutsam: „Die entscheidende Kompetenz für das Zusammenleben in der Gesellschaft ist, Verantwortung für sich und für die Gemeinschaft zu übernehmen. Das lernt man genauso wie Fahrradfahren: im Ausprobieren. Verantwortung und Demokratie können nicht „gelehrt“, nur praktiziert werden“ (Lill 2015, S. 11). Gründe für eine Partizipation sind vor allem die folgenden:

1. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, Bedeutung für andere zu haben (Teilhabe und Teilgabe).
2. Wer partizipiert, identifiziert sich (Nachhaltigkeit).
3. Partizipation ist die Grundlage für eine demokratische Gesellschaft, das muss früh genug eingeübt werden.
4. Partizipation ist eine wichtige Grundlage für die Bildung und Entwicklung von Kindern.

Was Wyrobnik und Krause (vgl. 2012, S. 123f.) nachfolgend für Kinder herausstellen kann auch für Erwachsene, für Gemeindeglieder von herausragender Bedeutung werden und sein:

- Einbeziehung *stärkt* Selbstwertgefühl, Selbstbild und Selbstbewusstsein.
- Wer merkt, dass seine Stimme zählt, lernt auch, dass er etwas *bewirken und mitwirken* kann.

- Wem zugehört wird, der hat auch etwas zu sagen. Daher gilt das *Zuhören, das Wahrnehmen und Beobachten* schon als Bestandteil von Partizipation.
- Durch Beteiligung wird erfahren, wie *Interessen vertreten* werden können.
- Partizipation stärkt gerade bei Kindern die *Ausdrucksfähigkeit* und die Sprachgewandtheit.
- Gerade bei der *Lösung von Konflikten* ist die aktive Beteiligung ein wichtiger Erfolgsfaktor.
- Mit Partizipation ist auch „*Teilen*“ verbunden; dadurch wird gelernt, dass man sich auch zurücknehmen sowie andere Meinungen aushalten und respektieren muss.

Wenn eine Führung Charismen einbezieht, theologisch und nicht herrschaftlich orientiert ist, dann kann Führung auch Menschen begeistern und für den Glauben gewinnen, dann kann das „Amen“ in der Kirche auch durch weitere partizipative Möglichkeiten eine Ergänzung erfahren und dann fühlen sich auch Menschen aus vielen Generationen, Erdteilen, Traditionen in einer heute schon anbrechenden Kirche der Zukunft wohl, geborgen und aufgenommen. Amen ist dann nicht das letzte Wort, sondern ein Anfang zu einem lebendigen Glauben, der vor allem in den Gemeinden stattfindet!

Literatur

- Arens, Heribert (2017). Menschen führen mit Franz von Assisi. Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag.
- Beinert, Wolfgang (2006). Successio apostolica. In Kasper, Walter (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche. Band 9. Freiburg im Breisgau: Herder-Verlag. S. 1080-1083.
- Bistum Trier (2016). Herausgerufen: Schritte in die Zukunft wagen. Abschlussdokument der Synode im Bistum Trier. Trier: Synodensekretariat.
- Grün, Anselm (2002). Menschen führen – Leben wecken. Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag.
- Lill, Gerlinde (2015). Autonomie und Verantwortung. Selbstbestimmung von Kinder und ihr pädagogischer Sinn. In: Kinder in Europa 4/2015. S. 10-11.
- Noack, Michael (2015). Kompendium Sozialraumorientierung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rath, Tom/Conchie, Barry (2008). Strengths based leadership. Great leaders, teams, and why people follow. New York: Gallup Press.
- Schneider, Armin (2017). Aus Führungsfehlern lernen. Analyse – Hintergründe – Potenziale für Non-Profit-Organisationen. Regensburg: Walhalla-Verlag.
- Schneider, Armin (2015). Die Kita als Türöffner – Wege zur Sozialraumorientierung. Berlin: Cornelsen.
- Schneider, Armin (2005). Wege zur verantwortlichen Organisation. Frankfurt/Main: IKO-Verlag.
- Wyrobnik, Irit und Krause, Stephanie (2012). Kinder durch Partizipation. In: Wyrobnik, Irit (Hg.). Wie man ein Kind stärken kann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 119-130.

Glaubensfragen- Glaubenszeugen

1. Glaube und Unglaube

Das Buch „Glaube und Unglaube“ von Friedrich Heer² und Gerhard Szczesny³, wurde vor nunmehr fast 60 Jahren geschrieben. Dieses kleine, in Briefform verfasste Bändchen scheint schon vor über einem halben Jahrhundert die wichtigsten religiösen Fragen von heute aufgenommen bzw. vorweggenommen zu haben. Es war und ist für mich nach wie vor ebenso spannend wie lesenswert. Und es betrifft nicht nur die Fragen, sondern ebenso die Antwortversuche. Friedrich Heer versucht in beeindruckender Art und Weise seinen Glauben so zu formulieren, dass ein Dialog mit Gerhard Szczesny tatsächlich „auf Augenhöhe“ gelingt.

Ich möchte meine Aussage an einem kleinen Beispiel aus diesem Buch exemplarisch aufzeigen. Am Ende seines ersten Briefes⁴ formuliert Szczesny die entscheidende Frage an Heer unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Reinhold Schneiders⁵ letztes und vielleicht bedeutsamstes Werk „Winter in Wien“⁶. „Winter in Wien“ war und ist ein ebenso schwieriges wie theologisch aufregendes Buch. Nach Meinung von Eugen Biser, Karl Pfleger und Klaus Hemmerle gilt es als eines der wichtigsten theologischen Bücher des 20. Jahrhunderts. Und das nicht so sehr wegen der Antwortversuche, sondern eher wegen der Tiefe der Fragen an den Glauben, ohne diesen preiszugeben. Die Frage Reinhold Schneiders, auf die sich Szczesny bezieht, lautet:

„Ist sie (nämlich die Frage nach der Unsterblichkeit) aber nun dem Menschen wesentlich? Ist sie unabdingbar? Nein“.

Auf die Antwort Heers habe ich recht lange warten müssen. Friedrich Heer, der bekannte Kulturphilosoph aus Wien und Freund Reinhold Schneiders, kam auf diese Frage Szczesnys erst in seinem letzten Brief an seinen kritischen Freund zurück. Dort formuliert er pointiert und eindeutig:

„Hier stelle ich mich Ihrer wichtigsten und größten Frage und wiederhole sie noch einmal: Welche humanisierende Bedeutung soll das Ewige Leben für Menschen haben, die die Unsterblichkeit des Individuums weder für glaubwürdig halten, noch ersehnen?“

Antwort: der Christ hat die Aufgabe, eben diese humanisierende Bedeutung des Ewigen Lebens durch sein eigenes Leben, durch seine Präsenz, seinen nichtchristlichen Brüdern darzustellen.“⁷

Soweit das Zitat von Friedrich Heer, der sicherlich dabei auch das Engagement und Zeugnis Reinhold Schneiders, besonders in der Zeit des Nationalsozialismus und sein Eintreten für einen konsequenten Pazifismus in den Jahren der Aufrüstung in Ost und West mit im Blick hatte. Schneider, der aktiv für den Frieden eintrat und dafür selbst Anklagen und Verleumdungen hinnehmen musste, berichtete in seinem letzten Werk im Winter 1957/58 von einem Besuch bei Friedrich Heer in Wien.⁸

Szczesny – als bekennender Atheist – formulierte seine Sicht auf das Christentum in einer Art und Weise, die der Antwort Heers nicht unähnlich ist:

„Das Christentum hat nur dann eine Chance, die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte zu überleben, wenn es bereit ist, mit allen anderen, alten und neuen, das Ganze der Welt und des Daseins ins Auge fassenden Glaubensentwürfen eine universale Front gegen jene Mächte zu bilden, die unser Leben auf Funktionalität, Produktivität und Kollektivität reduzieren wollen.“⁹

Mir scheint, dass diese Aussage exakt jene Aufgaben und Herausforderungen

beschreibt, denen sich die Kirche – heute mehr denn je – gegenüber sieht bzw. denen gegenüber sie ihren Auftrag zu erfüllen hat. Vielleicht bedarf es – auch heute – solch einer weit- und hellsichtigen Klarheit eines konsequenten Religionskritikers, damit wir der buchstäblichen Notwendigkeit des Glaubens ansichtig werden.

2. „Fels des Atheismus“?

Die Fragen des Leides, der Not und des Todes gehören ganz sicher zum „Felsen des Atheismus“ (Büchner).¹⁰ Wie kann man als gläubiger Mensch damit „in intellektueller Redlichkeit“ (Karl Rahner) umgehen? Denn man wird zugeben müssen, dass die vielfältigen Fragen von Leid, Not und Tod den Glauben an den „lieben“ Gott zumindest stark irritieren. Einen ersten Hinweis auf diese so genannte Theodizeefrage können wir einem Brief Karl Rahners entnehmen:

„Es ist doch eigentlich so, dass der Atheist, für den dieses Leid eine absolut unlösbare Endgültigkeit hat, dieses Leid gerade als letztlich belanglos, als endlich, als eine Unvermeidlichkeit einer sich entwickelnden und sich immer wieder aufs Neue in ihren Gestalten auflösenden Natur erklären muss. Der Atheist hat das geringste Recht, dieses Leid der Welt besonders wichtig zu nehmen. Ein Mensch, der glaubt, dass Gott existiert als ein heiliger, gerechter, liebender, unendlich mächtiger Gott, für den ist eigentlich das Leid erst ein wahres Problem. Er löst es dann nicht, aber er kann wirklich einsehen, dass gerade er von seiner Position her viel radikaler dieses Leid als Frage ernst nehmen kann als ein Atheist, der im Grunde genommen von vornherein sich mit der Absurdität dieser Welt, dieser Naturentwicklung, dieses Aufgehens und Abstürzens zufrieden geben muss.“¹¹

Doch viel gefährlicher als diese Anfragen an die Religion, mit denen sie sich nach Kräften auseinandersetzen, deren berech-

tigte Anliegen sie aufgreifen muss, um sich immer wieder neu auf ihre ureigenen Anliegen – Glaube, Hoffnung und Liebe – zu besinnen, ist der Ausfall der Frage überhaupt. Denn: Was fragwürdig ist, ist (zumindest) der Frage würdig. Und so erweist auch die sublimste Religionskritik der Religion einen durchaus nicht unwichtigen Dienst, indem sie die Frage der Religion thematisiert. Sie kann beitragen zu besserem und tieferem Verstehen religiöser Anliegen, indem sie die Religion auffordert, ihr Profil zu schärfen, damit ihr Eigentliches, damit Sinn und Ziel religiösen Lebens und religiöser Weltdeutung, klarer hervortreten.

Was aber – nochmals – wenn diese Frage, die Frage nach sich selbst, nach dem Ganzen, nach einem letzten Sinn und Ziel komplett, ersatzlos ausfällt?

„Der Mensch hätte das Ganze und seinen Grund vergessen, und zugleich vergessen – wenn man das noch so sagen könnte – dass er vergessen hat. Was wäre dann? Wir können nur sagen: Er würde aufhören, ein Mensch zu sein. Er hätte sich zurückgekreuzt zum findigen Tier ... Der absolute, selbst seine Vergangenheit tilgende Tod des Wortes ‚Gott‘ wäre das von niemandem mehr gehörte Signal, dass der Mensch selbst gestorben ist. Es wäre ja vielleicht – wie schon gesagt – ein solcher kollektiver Tod denkbar. Das brauchte nicht außergewöhnlicher zu sein als der individuelle Tod des Menschen und des Sünders. Wo keine Frage mehr wäre ... brauchte man natürlich auch keine Antwort mehr zu geben.“¹²

So Karl Rahner, dessen Analyse ergänzt wird durch eine Frage von Reinhold Schneider, deren Bilder er dem Evangelium selbst entnommen hat:

„Sie haben keinen Wein mehr‘: damit beginnt das Evangelium. Wie aber steht es mit denen, die nicht geladen wurden zur Hochzeit? Immer schmaler wird die Tafel des Bräutigams, immer breiter werden die Tische, an denen niemand nach Wundern verlangt.“¹³

Der Glaube an eine unverbrüchliche Liebe, die grenzenlos ist, ist vergleichbar mit den erlesensten Speisen, den köstlichsten Getränken – nach denen niemand verlangt oder die offensichtlich nicht für alle Menschen bereitet sind. Könnte die Irritation größer sein? Eine Einladung zum Leben, die nicht für alle gilt? Und die von den Eingeladenen nicht angenommen wird? Was, wenn der „Geschmack am Unendlichen“ abhanden gekommen ist oder wenn er abhanden zu kommen droht? Was, wenn alles mit einem totalen skeptischen Vorbehalt versehen wird? „Man weiß ja nie.“ Oder: „Was kann man denn schon sicher wissen?“ – „Also ist es besser, sich nicht festzulegen, sich nicht zu entscheiden. Dann macht man nämlich auch nichts falsch.“

Oder man macht alles falsch, denn
„Kann es die skeptische Abstinenz einer Entscheidung zwischen Theismus und Atheismus auf die Dauer weiterbringen als zu einem Leben von Banalität, das ängstlich den letzten großen Fragen des Daseins als einem und ganzen ausweicht?“¹⁴

Ich halte darum diesen Ausfall des Transzendenzbezuges¹⁵ des Menschen für weitaus gefährlicher für den Menschen als alle Fragen der Religionskritik. Weil der Mensch wesentlich ein religiöser Mensch ist, einer, der nach sich und dem Sinn des Ganzen fragt. Einer, der eine personale Zusage braucht, die unbedingt gilt, die durch nichts und niemanden in Frage gestellt werden kann. Diese Zusage, dieses tröstende und rettende Wort unbedingter Liebe und Zuwendung braucht und sucht jeder Mensch – auch wenn er sich es nicht einzugestehen wagt, auch wenn er sich der Tiefendimension seiner Hoffnung, Fragen und Sehnsucht nicht oder nicht immer bewusst ist, sie gar verdrängt oder ängstlich ignoriert.

Wenn er allerdings tatsächlich überhaupt nicht mehr danach sucht, wenn er das Wort wirklich gänzlich nicht vernehmen kann, das er unbedingt braucht und von dem er weiß, dass er selber es sich nicht

geben kann, wenn er es verwechselt mit endlichen, begrenzten und versagenden, scheiternden Versprechen – dann ist es wirklich um den Menschen als Menschen geschehen.

3. „Für den, der staunt, steht alles in Frage“

Nietzsche hielt die Religion, insonderheit das Christentum, für eine ausgemachte Sache der „Schwachen“. Menschen, die im Leben „zu kurz gekommen sind“, haben sich so etwas wie „Moral“ ausgedacht, um den „Starken“, denen, die „das Leben meistern“, ein schlechtes Gewissen einzureden. Wenigstens in ihrer Einbildung sind die „Schwachen“ durch ihre Religion die moralisch besseren Menschen. So die Hauptkritik Nietzsches an der Religion im 19. Jahrhundert, die flankiert und ergänzt wird von Ludwig Feuerbach, Karl Marx, Friedrich Engels und schließlich Lenin.

Für die Letztgenannten war Religion nicht nur eine Illusion, die die Wünsche des Menschen in den illusionären Himmel hinein und auf einen „Gott“ projiziert. Für sie war – und für ihre Anhänger ist – Religion „Opium des Volkes“ oder „Opium für das Volk“. Ein Rauschmittel, das den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen und Schichten von ihren Ausbeutern und Unterdrückern angeboten wird. Darum meinte Lenin auch in der Konsequenz dieser Überzeugung, dass Priester und „Religionsdiener“, die das Volk vom revolutionären Klassenkampf abhalten und im Dienst der „Ausbeuterklasse“ handeln, unter allen Umständen zu „liquidieren“, seien. Wahrlich, die Konsequenz in seinem Handeln kann man diesem russischen Revolutionär nicht absprechen!

Ein „himmlisches Jenseits“ sollte also trösten im „irdischen Jammertal“ und abhalten, sich von Ausbeutung und Unterdrückung selber zu befreien. Der revolutionäre Klassenkampf sollte verhindert werden durch frommes Gebet und Vertröstung auf ein Jenseits, in dem die Leiden dieser Welt un-

endlich vergolten werden mit paradisi-
schen Freuden.

Einmal also die Einbildung der „im Leben
Zukurzgekommenen“, dafür aber im Le-
ben die moralisch Anständigeren zu sein.
So Friedrich Nietzsche. Ein anderes Mal die
Vertröstung auf himmlische Freuden, um
das schwere Los auf Erden bereitwillig zu
tragen. So Feuerbach, Marx und seine Re-
volutionäre - „Wacht auf, Verdammte die-
ser Erde ...“

Widersprüchlicher und verworrener in der
Geistesgeschichte geht es kaum zu als in
der Religionskritik des 19. und auch des ver-
gangenen, des 20. Jahrhunderts, abgesehen
von den Vorwürfen der Wissenschaftsfeind-
lichkeit, des Aberglaubens, der Frauen- und
Leibfeindlichkeit und der Lebensuntüchtig-
keit frömmelnder Kultusdiener an die Ad-
resse der Religion bzw. der Kirchen. Viel ist
zu diesen, schon klassischen Anfragen an
die Religion gesagt und geschrieben wor-
den. Die Auseinandersetzung wird nicht
aufhören, solange Menschen nach Sinn und
Ziel fragen. Papst Benedikt XVI. sprach als
Theologe Joseph Ratzinger vom „Glauben
im Unglauben“ und vom „Unglauben im
Glauben“, weil niemand beweisen kann,
dass er im Recht ist. Wir können einerseits
Gott nicht einfach und bequem vorweisen,
ihn quasi „auf den Tisch legen“, so dass
jeder ihn ohne Zweifel sehen und spüren
kann. Und der Ungläubige seinerseits wird
auch die exakteste „Weltformel“ mit der
Frage entlassen müssen: „Und wenn die Re-
ligion doch recht hat?“

*„Ob das Christentum der heutigen, in
neue Stadien ihrer Entwicklung tretenden
Menschheit sich als die Antwort Gottes
auf ihre neuen, noch nie so gehörten Fra-
gen glaubhaft machen kann, wird ent-
scheidend von der Tiefe abhängen, in der
die Christen ihre christliche Wahrheit ver-
stehen, leben und lieben.“¹⁶*

Hören wir auch noch einmal Karl Rahner:

*„Orthodoxie, bürgerliche Wohlanständig-
keit und Kirchentreue können zur Gefahr*

*werden, zur Gefahr der Selbstgerechtigkeit
und der frommen Heuchelei. Wir sollten
Ausschau halten nach den ‚christlichen
Heiden‘, das heißt nach den Menschen, die
Gott nahe sind, ohne dass sie es wissen,
denen aber das Licht verdeckt ist durch
den Schatten, den wir werfen. Vom Auf-
gang und Niedergang ziehen Menschen ins
Gottesreich auf Straßen, die in keiner amt-
lichen Karte verzeichnet sind. Wenn wir ih-
nen begegnen, sollten sie an uns merken
können, dass die amtlichen Wege, auf de-
nen wir ziehen, die sicheren und kürzeren
sind“¹⁷*

Doch wie kann die Kirche diese, ihre urei-
gene Aufgabe erfüllen? Wie geschieht Ver-
kündigung so, dass sie „ankommt“? Viel-
leicht müssen wir auch hier wieder viel
geschichtlicher denken als wir es gewöhn-
lich tun. Den „Alten“ war das Staunen der
Beginn der Weisheit. Eng verwandt damit
ist die Frage oder das Fragen, denn

*„Für den, der staunt, steht alles in Fra-
ge.“¹⁸*

Dort, wo es gelingt, Selbstverständlich-
keiten und Plausibilitäten zu irritieren, wo
man „kinderschwere Fragen“ (wieder) stellt
und darüber staunen kann, dass es etwas
gibt und nicht nichts, darüber, dass vieles
verständlich, nichts aber wirklich selbst-
verständlich ist, dass das unbegreifliche
Geheimnis das eigentlich einzige Selbst-
verständliche ist, dort kann vielleicht ein
Anknüpfungspunkt liegen für ein Gespräch
nicht nur über das, „was die Welt im Inner-
sten zusammenhält“ (Goethe) Dort kann die
Frage nach dem Ganzen, nach dem Sinn,
nach dem Menschen und dem Menschsein
allererst (wieder) in den Blick kommen.
Dann kann religiöse Rede (wieder) ihre Re-
levanz und ihren Sinn (zurück) gewinnen,
den sie allerdings nicht „machen“ kann,
sondern der ihr geschenkt werden muss.

Anmerkungen:

- ¹ Friedrich Heer/Gerhard Szczesny „Glaube und Unglaube“. München 1959
- ² Geboren am 10.04.1916, gestorben am 18.09.1983; zu seinen bekanntesten Werken gehört „Die dritte Kraft“. Frankfurt/Main 1959.
- ³ Journalist und Publizist, geboren 31.07.1918, gest.28.10.2002, zu seinen bekanntesten Werken zählt „Die Zukunft des Unglaubens“. München 1958.
- ⁴ Ebenda, S. 27.
- ⁵ Reinhold Schneider, geb. 1903, starb bereits 1958, also mit nicht einmal 55 Jahren, nach Meinung vieler Freunde und Experten, viel zu früh an den Folgen eines tragischen Sturzes.
- ⁶ Reinhold Schneider „Winter in Wien“. Freiburg-Basel-Wien 1958.
- ⁷ Ebenda, S. 130.
- ⁸ Anm. 3, „Winter in Wien“, S. 36.
- ⁹ Vgl. Anm. 1 „Glaube und Unglaube“, Gerhard Szczesny auf S. 27.
- ¹⁰ Vgl. hierzu auch Ralf Miggelbrink in „Ekstatische Gottesliebe im tätigen Weltbezug“. Altenberge 1989, S. 282.
- ¹¹ „Mein Problem – Karl Rahner antwortet jungen Menschen“. Freiburg-Basel-Wien 1982, S. 134.
- ¹² Karl Rahner, „Grundkurs des Glaubens“. Freiburg-Basel-Wien 1984, S. 58.
- ¹³ Anm. 3, „Winter in Wien“, S. 71
- ¹⁴ Karl Rahner in „Was sollen wir noch glauben?“ Freiburg-Basel-Wien 1979, S. 62.
- ¹⁵ Vgl. hierzu auch Karl Rahner „Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Gott“, herausgegeben von Herbert Vorgrimler. Freiburg-Basel-Wien 1990, S. 39.
- ¹⁶ Hans Urs von Balthasar „Die Gottesfrage des heutigen Menschen“. Wien-München 1956, S. 222 (Neuaufgabe im Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg, 2009 (!)).
- ¹⁷ Karl Rahner „Glaube, der die Erde liebt“. Freiburg-Basel-Wien 1966, S. 104.
- ¹⁸ Roman A. Siebenrock in „Der Denkweg Karl Rahners“. Mainz 2003, S. 87.

Literaturdienst

Thomas Bauer: Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Berlin 2016 (6. Auflage). 463 S., 36,00 Euro. ISBN 9783458710332.

Vorsicht ansteckend! Es ist nicht eine Krankheit gemeint, die man sich beim Lesen dieses Buches zuzöge, im Gegenteil. Die Hauptthese des Buches, vom Islam der nachformativen Zeit bis ins 19. Jahrhundert zu lernen, nämlich „Ambiguitätstoleranz“, kann als heilsame Therapie gegen verschiedene „Krankheiten“ des Denkens der gegenwärtigen Zeit verstanden werden. Ambiguität, also Mehrdeutigkeit als allgemeines Kulturgut kennen und schätzen lernen, dies könnte nach der Lektüre des Buches tatsächlich ansteckend sein. Und zwar deshalb, weil es mehr als eine Facette ins Leben bringt, die das Leben reicher und bunter macht.

Doch der Reihe nach. Das Phänomen Ambiguitätstoleranz ist aus der Psychologie bekannt: Je mehr eine Persönlichkeit positive und negative Aspekte einer anderen Person gleichermaßen sehen kann und nicht bewerten, d.h. vor allem abwerten muss, kann sie als „ambiguitätstolerant“ bezeichnet werden, was gleichbedeutend ist damit, dass sie als „gereifte Persönlichkeit“ gelten kann.

Thomas Bauer, Islamwissenschaftler aus Münster, wendet nun diesen Begriff auf den islamischen Kulturraum an und stellt folgende, grundlegende Thesen auf:

1. In der nachformativen Zeit des Islams, grob gesagt vom Frühmittelalter bis ins 19. Jahrhundert unseres Kulturkreises bzw. unserer Zeitrechnung, sei die islamische Kultur (was weitaus mehr gewesen sei als Religion!) im höchsten Maße ambig gewesen, habe also Mehrdeutigkeit von Texten und Traditionen zugelassen und sogar damit „gespielt“, sie als Kulturgut gepflegt. Zwar habe es immer wieder auch ambiguitätsreduzierende Maßnahmen gegeben, damit die Mehrdeutigkeit nicht zur vollständigen Undeutlichkeit und Unübersichtlichkeit verschwimme, aber in der Tendenz habe es über viele Jahrhunderte hinweg gerade auch durch die gut entwickelte Schriftsprache

(viel besser als zur gleichen Zeit im Abendland) eine riesengroße Menge ambiguitätstoleranter Schriften gegeben.

2. Die Aufklärung im Abendland habe dann großen Einfluss auf die islamische Kultur gehabt, indem sie behauptete, es könne am Ende eines rationalen Prozesses nur *eine* „wahre“ Aussage zu einem bestimmten Sachverhalt geben. Da sich diese Denkweise im Westen durchgesetzt habe und koloniale Prozesse dazu geführt hätten, dass diese Art zu denken zu einer Art „Leitkultur“ auch für den arabischen Raum geworden sei, habe in den islamischen Kulturen eine Bewegung in Gang gesetzt, die fundamentalistische Auslegungsarten des Korans, bei der am Ende auch nur *eine* nun „göttliche Wahrheit“ übrigbleiben könne, zur Leitkultur erklären konnte.

Schon für sich interessant in diesem äußerst instruktiven Buch sind dabei z.B. die einzelnen Analysen über „Meinungsverschiedenheit“, „Sprachspiel“, die „Rede Gottes als Mehrdeutigkeit“ und „Ambiguität der Lust“, die der Autor alle in der islamischen Kultur wiederfindet und völlig der populären Sicht auf den „rückständigen“ Islam widersprechen. Noch interessanter werden seine Aussagen dann, wenn man sich den Begriff der „Ambiguitätstoleranz“ auf der Zunge der hiesigen Kultur zergehen lässt. Für die christliche Theologie stellt sich beispielsweise die Frage, inwieweit sie ähnlich wie der Islam sich den „aufgeklärten“ Blick auf die eigene Religion insofern zu eigen gemacht hat, indem sie theologisches Denken auch maximal ambiguitätsreduzierend betrieben hat und Mehrdeutigkeit seitdem ebenfalls suspekt geworden, wenn nicht sogar aktiv bekämpft worden ist. Es stellt sich sogar die Frage, ob die Verengungen theologischen Denkens insbesondere in Dogmatik und Moraltheologie seit dem 19. Jahrhundert im Grunde bis heute ebenfalls beeinflusst worden ist von der Aufklärung, obwohl sie diese eigentlich bekämpft zu haben glaubten. Zumindest in der Konsequenz hat dieses Denken nicht zu einer Ermöglichung von Mehrdeutigkeit kultureller Entwicklungen geführt, sondern wurde sogar als „Relativismus“ abgewertet und bekämpft.

Die islamische Kultur ist über tausend Jahre hinweg einen anderen Weg gegangen und hat den Reichtum ein großes Stück weit leider im 20. und

21. Jahrhundert verloren. Christliche Kultur hingegen könnte sich daran erinnern, dass sie in ihrer Konsolidierungszeit als weltoffene und -zugewandte Kirche seit dem 4. Jahrhundert beispielsweise durch den zugleich ambiguitäts-offenen und -reduzierenden Terminus „unvermischt und ungetrennt“, wenn es um den göttlichen Anteil in der Person Jesu ging, eine sehr treffende und bis heute klare und gleichzeitig geheimnisvolle Formel gefunden hat.

Das Buch ist – gelinde gesagt – eine Offenbarung. Es verschafft einen Blick auf den Islam und die morgenländische Kultur, der nichts anderes sein kann als wertschätzend und neugierig machend. Es stützt die nicht so oft ausgesprochene These, dass die fundamentalistische Auslegung des Islam dem eigentlichen morgenländischen Denken völlig entgegengesetzt ist. Gleichzeitig regt Bauer in seinem Buch dazu an, darüber nachzudenken, ob die derzeitige abendländische Philosophie und Theologie genügend ambiguitäts-offen sind und ob sie nicht von der Ambiguitätstoleranz des Islams etwas lernen können. Letztlich ist es die Frage danach, ob der Islam mehr Aufklärung „können“ sollte, was oft und schnell gefordert wird, oder rationalistisches Denken mehr Islam „können“ sollte, um zu lernen, dass der menschliche Geist sich nie auf einen Nenner bringen lässt und solange Menschen Menschen sind, Widersprüche, Ungeheimheiten und Inkonsistenzen einfach zum Proprium des Menschseins gehören und dieses ein Stück leichter und wohlthuend schlicht fröhlicher machen.

Um dieser Gedanken willen sei dieses Buch hier noch einmal zur Lektüre werbend sehr empfohlen, auch wenn es schon 2011 in der ersten Auflage erschienen ist. Aktuell ist es in vielerlei Hinsicht. Also meine Empfehlung: lesen!

Andreas Heek

Auf ein Wort

Was können wir von dem unbegreiflichen Gott überhaupt sagen?

Eine kleine Zwischenbemerkung: Viele lehnen Gott ja ab, weil sie unter „Gott“ ein sehr endliches, von Menschen erfundenes Wesen verstehen und weil sie halt „nicht an Geister oder Elfen oder den Osterhasen glauben – oder an Gott“ (so der atheistische Philosoph Daniel Dennett) oder an Götter, Geister und andere Fantasiewesen (so der atheistische Anthropologe Pascal Boyer). Doch damit gehen sie an der Sache vorbei.

Denn in einem reflektierten biblisch-christlichen Glauben meint das Wort „Gott“ etwas ganz anderes als irgendwelche endlichen Größen (Götter, Geister oder sonstige übernatürliche Flatterwesen), nämlich eine *unendliche* und völlig *einzigartige*, ein singuläre Größe. Unsere Sprache ist inadäquat: Wenn sie vom Wort „Gott“ einen Plural „Götter“ bilden kann, konterkariert sie sofort alles, was mit dem Singular Gott gemeint ist: eben der Grund des Ganzen ..., der *absolute Urgrund*, aus dem alles hervorgeht und der allem ko-präsent (an allem unmittelbar dran) ist. Das bedeutet: Wir müssen mit einer ganz anderen Dimension und Wirklichkeit rechnen, die *all-gegenwärtig* ist. Und zwar nicht bloß als ein vages Fluidum, in dem alles schwimmt und schwebt, sondern als ein *Wer*, ein *Ich*, ein *Du* ...

Das große ewige Du, ein in uns und um uns und neben uns schwingendes unfassliches Du, *dichteste Gegenwartigkeit*.

„Gott ist gegenwärtig, alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge“ (heißt es in einem Lied des evangelischen Mystikers Gerhard Tersteegen). Gott ist „da“, – und Beten ist der Versuch, dieser Gegenwart innezuwerden (und alles – die Welt, uns selbst, die andern – in diesem Anderen zu schauen).

*Hans Kessler, zitiert nach: Gerhard Hartmann/Berthold Weckmann (HG.),
Was uns Mut macht.
Kevelaer 2018, S. 110-111, ISBN 9783836711005.*

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E